g:830,2

30.3080
2

Kaiser Josephs Schätzung des Ackerbaus.

Edle Charakterzüge,

schöne und große

Handlungen

berühmter Menschen.

Zweyter Band.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Bonaparte.

„Das ist ein junger Mensch, der große Hoffnungen gibt:" sagte der Ritter von Keralio, ein ausgezeichneter Officier, der in der Militärschule zu Brienne, wo Bonaparte erzogen worden, den Posten eines Inspektors versah. Im Kurzen ist diese Rede dasselbe, was Cornelius Nepos von dem Miltiades mit mehreren Worten gesagt hat. „Er hatte bereits ein Alter erreicht, in welchem man nicht nur alles Gute von ihm hoffen, sondern mit Zuversicht sogar behaupten konnte, daß er der große Mann werden würde, den man in der Folge durch die Probe an ihm fand.

Um ein Beyspiel von dem Geiste der Unabhängigkeit, und von der Stärke in Antworten zu geben, die dem jungen Bonaparte eigen war, führen wir nur die Replik an,

die er einst einem der Schullehrer gab, von dem er Verweise erhielt.

Bonaparte hat sich mit der Energie und der Zuversicht eines jungen Menschen verantwortet, welcher Verweise nicht verdient zu haben glaubt. Der Lehrer, der nicht gewohnt war, die Zöglinge aus diesem Tone mit sich sprechen zu hören, sagte mit einer verdrießlichen Miene: Wer sind Sie denn, junger Herr, daß Sie es wagen dürfen, mir in diesem Tone zu antworten? „Ein Mensch," antwortete Bonaparte ganz kaltblütig.

Bonaparte war 26 Jahr alt, als er das Ober-Kommando in Italien erhielt. Bey dieser Gelegenheit soll einer seiner Freunde sich mit ängstlicher Besorgniß geäußert haben. „Du bist doch sehr jung für einen Oberfeldherrn." Ich werde alt zurückkommen, war Bonaparte's Antwort.

Bonaparte wußte, daß er bey der Mehrheit nicht wohl angeschrieben stehe, daß die Mißgunst dieser kleinen Geister seine großen Thaten zu verdunkeln strebe. Er spielt darauf in einer sehr schönen Rede an, die er in Italien an die Armee hielt: „Ist wohl einer unter euch," sagte er, „der nicht mehr als einmahl gewünscht habe, durch den Tod den

Angriffen des Neides, der Schmähsucht und anderer gehässiger Leidenschaften, die so oft der Leitfaden des menschlichen Treibens und Handelns sind, entzogen zu werden?" —

Bonaparte, den man nicht ohne Grund in Hinsicht auf sein Glück und seine Thaten oft mit Cäsar verglichen hat, sprach, wie dieser, wenn von seinen Siegen die Rede war, immer nur vom Glücke. Man erwähnte die Worte, welche Cäsar einst zu den Fischern sagte, die ihn bey einem heftigen Sturme, auf ihrer Barke überführten; „Fürchtet nichts! ihr habt Cäsarn und sein Glück geladen." — In dieser Art, sich auszudrücken, bemerkte Bonaparte eben so fein, als richtig, liegt mehr Geist als Stolz. Sie macht die Einbildungskraft rege, ohne der Eigenliebe anderer zu nahe zu treten." —

Nach der großen Schlacht bey Arkole durchstrich Bonaparte bey Nacht das Lager als ein bloßer Offizier gekleidet. Er fand eine Schildwache eingeschlafen, den Kopf auf die Flintenkolbe gestemmt. Er faßte den Mann, legte ihn sanft auf die Erde, nahm sein Gewehr und stand für ihn Schildwache, nach zwey Stunden kam man, ihn abzulösen. Wie erstaunte der Soldat, als er einen Officier

für sich Schildwache stehen sah. Aber sein Erstaunen verwandelte sich in Entsetzen und Todesschrecken, als er Bonaparten erkannte. „Bonaparte!" schrie er, ich bin verloren!" Beruhige dich, Kamerad, „antwortete der General," nach solchen Strapatzen ist es einem tapfern Manne wohl vergönnt, der Ruhe zu pflegen, aber ein andermahl nimm deine Zeit besser in Acht." Wie überglänzt hier der Mensch den Helden!

Ein Jäger, der von Millesimo nach Mailand mit Depeschen an Bonaparte abgeschickt war, ritt so scharf zu, daß sein Pferd am Thore des Pallastes todt liegen blieb. Bonaparte war im Begriffe, auf die Jagd zu gehen. Er fertigte die Depeschen schleunig aus, gab sie dem Courier und sagte: „Nun reite, und zwar so schnell, als nur möglich." Ja, „sagte der Jäger," — „reiten, — wenn ich erst ein Pferd hätte; ich habe das meinige todt gesprengt, da liegt es." „Fehlt dir weiter nichts, als ein Pferd?" sagte Bonaparte, „nun so nimm das meinige." Der Jäger stutzte. „Nun," sagte Bonaparte, „nun so nimm das meinige."

Als Bonaparte die Belagerung von St. Jean d'Akre aufhob, gab es viele Verwunde-

te, und wenig Gelegenheit sie zu transportiren; als man ihn davon benachrichtigte, reiste er mit dem Stabe ab. Er stieg vom Pferde; alle, die bey ihm waren, thaten ein Gleiches. Die Pferde wurden für die Kranken abgeschickt und Bonaparte machte zu Fuße einen dreytägigen Marsch durch brennende Sandwüsten.

Zu Ferrara hatte er 400 päpstliche Soldaten gefangen. Lächelnd schickte er sie mit der Erklärung zurück, daß er nur ein Gemählde für sie verlange. Vielleicht wollte er damit sagen, daß die Mahlerey besser als die Kriegskunst in Italien zu gedeihen pflege.

In der Schlacht bey Marengo trug Bonaparte einen grauen Reisemantel, wie im ersten italienischen Feldzuge. Die Generale und Offiziere riefen ihm unaufhörlich zu, daß sein Platz nicht mitten im Feuer wäre; dieß hielt ihn nicht zurück, die Armee unter dem schrecklichsten Artilleriefeuer die Revüe passiren zu lassen. Zu Fuße stellte er die Armee in Schlachtordnung und stieg dann zu Pferde, sie zu sehen. Man machte die Bemerkung gegen ihn, es verdiene Bewunderung, daß keiner von denen, die bey ihm wären, getödtet worden.

Sie waren bey mir, antwortete er, mein Glück wachte über sie.

Als er aus der Schlacht von Marengo zurückkam, begegnete er einer Menge verwundeten Soldaten; er sah ihre Leiden und sagte: Man bedauret, daß man nicht auch verwundet ist, wie sie, um ihre Schmerzen zu theilen.

Als man mitten unter dem stärksten Feuer Bonaparte den Tod des General Desaix meldete, entschlüpften ihm nur die wenigen Worte: Warum ist's mir nicht verstattet, ihn zu beweinen?

In eben dieser Schlacht (bey Marengo) that der Oberbefehlshaber der italienischen Armee (Berthier) dem ersten Consul zu wissen, daß die Armee in Unordnung gerathe. Hierauf antwortete der Held: General! — Sie sagen mir das nicht mit kaltem Blute.

Am 18ten Vendemiäre schmiedeten einige Bösewichter, alle noch von den während der Revolution begangenen Verbrechen triefend, ein Komplott, Bonaparten meuchelmörderischer Weise ums Leben zu bringen. Zum Theater der Ausführung ihres Bubenstückes wählten sie die Oper; aber sie wurden noch

zur rechten Zeit durch den Polizeyminister entdeckt, der die nöthigen Maßregeln traf, sie an dem zur Vollziehung ihres schändlichen Beginnens bestimmten Orte verhaften zu lassen. Diese Meuchelmörder hatten bey einem Restaurateur ihre Zusammenkunft gehalten, und Tag und Stunde verabredet. Von den kleinsten Umständen unterrichtet, ging der Minister zum ersten Consul, um von ihm Verhaltungsbefehle zu empfangen. — „Das ist nicht meine Sache — antwortete dieser — es ist die Ihrige. — Werden Sie in die Oper gehen? — Warum nicht?"

Nach dem mit dem Kaiser geschlossenen Waffenstillstande, kam General Moreau nach Paris; es war den 26ten Vendemiäre früh um 10 Uhr. Er ging sogleich zum ersten Consul, der eben im Staatsrathe war. Noch war er im Saale, als der Minister des Innern ein Paar prächtige schön gearbeitete und reich mit Diamanten besetzte Pistolen brachte. Das Direktorium hatte sie zum Geschenk für einen fremden Prinzen verfertigen lassen, und seitdem dem Minister des Innern zur Aufbewahrung übergeben. Man fand die Pistolen sehr schön. Sie kommen gerade zur gelegenen Zeit: sagte der erste Consul, in=

dem er sie dem General Moreau überreichte und sich an den Minister des Innern wendete: Bürger-Minister! lassen Sie einige Schlachten darauf stechen, die General Moreau gewonnen hat; aber nicht alle, es müßten sonst zu viel Diamanten ausgehoben werden. Obgleich General Moreau keinen großen Werth darein setzt, so darf doch das Dessein des Künstlers nicht zerstört werden.

Bourdon stellte dem Ober-Consul Seeleute vor. Bonaparte sagte dabey: Die französischen Seeleute sind gut, aber Mangel an Disciplin hat sie zu Grunde gerichtet. Zu Lande kann Tapferkeit ohne Mannszucht bisweilen siegen; aber zur See niemahls.

In Genf sagte Bonaparte auf seiner Durchreise zu dem Maire: „Ich weiß, daß die Genfer sich nach ihrer Unabhängigkeit zurücksehnen. Allein sie gewinnen bey ihrer Einverleibung mit Frankreich, an Ruhe und Friede. Ihre Betriebsamkeit wird nun wenigern Störungen unterworfen seyn. Ich rede nur als Reisender, der von ihren Zwistigkeiten gehört hat, und ihr Interesse zu kennen vermeynt."

Hr. von Clenanges, ein Mitschüler und Kamerad Bonaparte's, mit welchem er in demselben Artillerie-Regimente gedient hatte, war mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen geblieben. Als Bonaparte das Steuerruder der Republik den Händen eines Direktoriums entwand, welches täglich das Grab Frankreichs grub, wünschte ihm Clenanges, welcher damahls in Hamburg wohnte, zu dem glorreichen Tage von St. Cloud Glück, und schloß seinen Brief mit der Bitte, aus der Emigrantenliste ausgestrichen zu werden.

In demselben Zeitpunkte arbeitete eine vom Ober-Consul ernannte Commission daran, eine Menge entflohener Franzosen dem Staate wieder zu schenken, welche die Schreckensregierung aus ihrem geliebten Vaterlande vertrieben hatte. Bonaparte konnte seinem Freunde Clenanges weder antworten, noch sonst nützlich seyn; mehrere Posttage waren verstrichen, Clenanges wartete von Tage zu Tage auf eine Antwort, und fing an, daran zu verzweifeln, als er durch einen Zettel, den man im Chinesischen Kaffeehause zurückgelassen hatte, erfuhr, daß jemand die Addresse des Hrn. von Clenanges, ehemahligen Artillerieofficiers, zu wissen begehre, weil er

demselben angenehme Nachrichten mitzutheilen habe.

Clenanges schrieb die Anzeige seiner Wohnung unter die Frage, und am folgenden Tage des Morgens trat ein Commis des Hrn. Chapeaurouge in sein Zimmer, und bat ihn, sich zu seinem Principal zu bemühen. Clenanges verfügt sich zu Hrn. Chapeaurouge; dieser führt ihn in ein Kabinet, fragt ihn nach den nöthigen Papieren, die zu Belegen dienten, daß er wirklich der ehemahlige Artillerieofficier, Hr. von Clenanges sey, und sagt ihm hierauf, er habe Ordre ihm 150 Karolinen auszubezahlen. Clenanges fragt nach dem Nahmen der Person, die ihm diese Summe zustellen lasse; Hr. Chapeaurouge antwortet, er könne darüber weiter nichts sagen, als daß diese Summe bey Hrn. Recamier, Banquier in Paris, für ihn ausgezahlt worden sey. Clenanges wußte wohl, daß seine Familie ausser Stand sey, ihm eine so beträchtliche Summe zu übermachen; alles ließ ihn vermuthen, daß er sie dem Andenken Bonaparte's zu verdanken habe. Bald hatte er darüber keinen Zweifel mehr, als er zwey Monathe nachher, ohne darum angesucht zu

haben, die unbedingte Ausstreichung aus der Emigrantenliste erhielt.

Wenn Bonaparte in mehrern seiner Mitschüler wahres Verdienst und glänzende Thaten zu ehren und zu belohnen gewußt hat, — so läßt er auch diejenigen der Strafe nicht entgehen, welche den Gesetzen des Staats und den Befehlen der Regierung zuwider handeln. Einer seiner Schulkameraden von Brienne, Bouquet aus Rheims, welcher bey der italischen Armee als Lieferant diente, war überführt, daß er sich Unterschleife und Plünderungen habe zu Schulden kommen lassen; sein Proceß wurde ihm in bester Form gemacht; das Gesetz sprach unverfänglich und laut, es verurtheilte Bouquet zum Tode, aber Bonaparte's schonende Gnade rettete ihm das Leben, und die Gerechtigkeit entsetzte ihn bloß seiner Stelle.

Als der berühmte französische Mahler David, Bonaparten fragte, in welcher Stellung er abgebildet zu werden wünschte, antwortete dieser: Mahlen Sie mich ruhig, auf einem sich bäumenden Pferde.

David mahlte ihn so. Bonaparte sprengt die Höhe des St. Bernardsberges hinan. Wilde Natur ist um ihn her, einsam erstarrte Fel-

sen mit Schnee bedeckt, tiefe Schlüchte, die Gegend scheint vom Schneegestöber umnebelt, und wie von einem aus der dicken Luft hervorbrechenden Strahl, ist er allein mit seinem schnaubenden Rosse hell erleuchtet. Vom Sporn getroffen hebt sich das Pferd, es scheint mit einem Sprunge eine hohe Felsstuffe ereichen zu wollen, alle seine Muskeln arbeiten, seine Mähne fliegt. Ruhig sitzt Bonaparte, deutet mit der Rechten hinauf nach dem höchsten Berggipfel und über die Höhen der Erde. Im Mittelgrunde ziehen einige Soldaten Kanonen. Hinter ihm herauf stürmt ein Orkan, der den Schweif des Pferdes wirft, in den Kleidern wühlt, ihm das Haar ins Gesicht treibt, und die Hälfte des um den Leib gewickelten Mantels in die Höhe wirbelt. Einem Flügel ähnlich schwebt die Masse des breiten Zipfels über dem Kopf des Pferdes. Man sieht alles in Bewegung; nur Bonaparte sitzt ruhig.

Mark Aurel.

Es verbreitete sich einst bey der Armee des Kaisers Markus Aurelius das Gerücht, daß er plötzlich krank geworden sey. Ein gewisser Aemilius Cassius hielt dieß für einen bequemen Zeitpunkt, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Aurelius machte sich gegen ihn auf — aber da er noch mit den Zurüstungen beschäftigt war, ward der Rebell von einem Soldaten getödtet, und sein Haupt dem Kaiser gebracht. Dieser wollte es nicht sehen – und verbrannte alle Briefe des Rebellen, um nicht genöthigt zu seyn, diejenigen zu bestrafen, die an der Verschwörung Theil genommen hatten.

Ziethen.

Der berühmte Preussische General Ziethen war in seiner Jugend Page am Hofe des Königs Friedrich des Ersten. Ziethen hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich in ihrem Wittwenstande kümmerlich; er war also darauf bedacht, ihr einige Unterstützung zu verschaffen. Allein er hatte damahls noch keine Gelegenheit, etwas zu verdienen, und von seinem Gehalte konnte er nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, zum Besten seiner Mutter etwas zu verdienen. Die Pagen mußten wechselsweise des Nachts in einem Zimmer neben dem Schlafgemach des Königs wachen, und dem Könige aufwarten, wenn er des Nachts etwas verlangte. Manchem war dieses zu beschwerlich, und sie übertrugen daher ihre Wachen an Andere. Ziethen fing also an, des Nachts für andere Pagen

bey

bey dem Könige zu wachen; dieß wurde ihm bezahlt, und das Geld, das er dafür bekam, schickte er dann seiner Mutter. Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen, und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam Niemand. Endlich stand er selbst auf, und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre? Hier fand er den guten Ziethen, der am Tische saß und schlief. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte, und worüber er eingeschlafen war. Der König schlich herbey, und las den Anfang des Briefes, welcher so lautete.

Meine beste, geliebteste Mutter!

„Jetzt ist schon die dritte Nacht, da ich „für Geld die Wache bey dem König habe. „Beynahe kann ich es nicht mehr aushalten. „Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder „zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich „Ihnen hierbey schicke.“

Der König, gerührt über das gute Herz dieses Jünglings, läßt ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwey Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine, und legt sich wieder zu Bette. Als Ziethen erwachte, und

das Geld in seinen Taschen fand, muthmaßte er sogleich, daß der König ihm dasselbe hineingesteckt hatte. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter noch besser unterstützen konnte; doch erschrack er auch zugleich, daß der König ihn schlafend gefunden. So bald er des Morgens zum König kam, bath er demüthigst um Vergebung, daß er sich schlafend hätte finden lassen, und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Officier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, damit er sich alles anschaffen konnte, was er zu seiner neuen Stelle brauchte. Er stieg hernach immer höher und diente dem königlich Preussischen Hause als ein tapferer General bis in sein hohes Alter.

Nach dem siebenjährigen Kriege ruhte er unter dem Schatten seiner errungenen Lorbern. Friedrich schätzte ihn ganz besonders, und gab ihm bey vielen Gelegenheiten die auffallendsten Beweise davon. So war der König selbst Gevatter, als Ziethen 1765 ein Sohn gebohren wurde, und ertheilte demselben schon bey der Geburt das Kornetspatent.

Wenn der König in den spätern Jahren nach Berlin kam, pflegte er dem alten Ziethen jedesmahl einen Besuch abzustatten, und sich nach seinem Wohlseyn zu erkundigen. Einst schlief der graue Krieger an seines Königs Tafel ein, und da ihm die Tischgenossen solches übel deuten wollten, sprach der Monarch mit dem edelsten Gefühl von Dankbarkeit: „Kinder! wir wollen leiser reden, daß wir den Alten nicht im Schlafe stören. Er hat lang genug für uns gewacht.“

Ziethen war sparsam in Worten, sagte aber mit wenigem viel, und antwortete immer bestimmt, hatte auch, wenn er wollte treffenden Witz. Der Ton seiner Stimme war rauh und männlich, und sein Ganzes drückte Seelenruhe, Erfahrung und Festigkeit des Charakters aus; deßwegen flößte er auch gleich denjenigen, die ihn sahen, Aufmerksamkeit und ein Gefühl von Ehrfurcht ein.

Ziethen blieb bis zum letzten Tage seines Lebens immer der sorglose, freygebige, und an dem Wohl seiner Nebenmenschen herzlich theilnehmende Mann. Nicht einmahl sein hohes Alter brachte die gewöhnliche Neigung zur Sparsamkeit hervor. Ihm war es nicht genug, daß er seinen Unterthanen in

Wustrau bey Aufhebung der Ackergemeinheit, freywillig das Beste von Allem überließ, daß er ihnen bey so manchen andern Fällen nachsah, und sie in einen blühenden Zustand versetzte; nicht genug, daß er eine Menge neuer Anbauer anstellte, ihnen die bequemsten Gebäude errichten ließ, ihnen Verdienst und Nahrung zuwandte: sondern er that das letzte noch für eine Menge anderer Dorfschaften, die keine weitern Ansprüche auf seine Fürsorge hatten, als daß sie seine Mitmenschen waren.

Ziethen war schon 86 Jahr alt, als er noch einmahl zu Berlin zur Parolezeit auf das Schloß ging, um seinen König, nach einer Zwischenzeit von sechs Monathen wieder zu sehen. Schon hatte der königliche Regent an die Generale seine Befehle ertheilt und wandte sich so eben zu den anwesenden Prinzen, als er den betagten Ziethen gewahr ward, der entfernt unter andern Officieren stand. Der König ward von seiner Gegenwart angenehm überrascht, eilte sogleich mit dem Aufruf auf ihn: „Da ist ja mein alter Ziethen!" äußerte sein Bedauern, daß er sich bemüht hätte, die vielen Treppen zu steigen, und setzte hinzu, daß er ja gern zu ihm gekommen wäre. Auf die Frage des Königs, wie er sich

befände, erwiederte der Greis: „Meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen, aber ich fühle die Abnahme meiner Kräfte.“ „Das erste höre ich gern, sagte der König, aber das Stehen muß Ihm sauer werden. Geschwind einen Lehnstuhl.“ Die Adjutanten eilten solchen zu hohlen. Ziethen weigerte sich, versetzte, daß er nicht müde sey, mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmahl über das andere sagte: „Setz er sich, alter Vater, setz' Er sich, sonst gehe ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.“ Und so stand Friedrich der Große als Greis vor seinem sitzenden alten General mit freudigen Blicken, und fragte ihn noch vieles über seine Gesundheit, über sein Gedächtniß, sein Gehör u. s. w. Endlich sagte er ihm: „Leb' Er wohl Ziethen! (es war das letzte Lebewohl) nehm' Er sich ja vor Erkältung in Acht, erhalt' Er sein Leben, so lang Sein Alter es zuläßt, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn wieder zu sehen.“ Dann ging der König, ohne weiter mit jemand zu reden, in sein einsames Zimmer.

Dieser rührende Auftritt, der Friedrichs und Ziethens gleich würdig war, und die gro=

ße Versammlung fast aller königlichen Prinzen zu Zeugen hatte, lockte manche gefühlvolle Thräne aus dem Auge der abgehärtetsten Krieger hervor. Der berühmte Seelenmahler Chodoviecki zeichnete diese Scene und sicherte ihr Andenken durch einen Kupferstich.

Kurzhagen.

Der Rittmeister Kurzhagen vom ehemahligen von Ziethenschen, jetzt von Göckingschen Leibhusarenregiment, war eines an der meklenburgischen Grenze ansässigen märkischen Landmanns Sohn, und hatte sich seinen Posten blos durch persönliches Verdienst erworben. Bey seiner Rückkunft aus dem siebenjährigen Kriege marschirte er als Rittmeister und Chef einer Schwadron in Parchim wieder ein, wo er ehemahls als gemeiner Husar gestanden hatte. Seine beyden alten Aeltern, gemeine Landleute, nach melkenburgischer Sitte gekleidet, erwarteten ihn auf dem Markte. Sie sehen, vom Pferde springen, seinem Lieutenant die Schwadron übergeben, und sie öffentlich umarmen, war eins. Eine schöne Scene!

Er behielt sie nachher Lebenslang bey sich, und ließ sie stets an seiner Tafel sitzen, wenn auch der vornehmste Besuch da war. Kleine Geister fingen dieß auf, und murrten zum Theil so laut darüber, daß es zu den Ohren des Generals Ziethen kam. Und was that der große Ziethen? Was jeder große ehrwürdige Mann an seiner Stelle gethan haben würde; er besuchte Kurzhagen, sagte ihm, daß er alle Officiere seiner Garnison zu sich einladen solle, und fragte den guten Kurzhagen an der Tafel: Wo sind ihre würdigen Aeltern? Lassen Sie sie gleich herkommen, und meinethalben ja nicht von der Tafel wegbleiben! Ja, er ging sogar selbst hin, holte sie, setzte sich in ihre Mitte, drückte dem alten Vater mehrmahls traulich die Hand, und stand dann mit den Worten, das Glas in der Hand, auf: „Auf! meine Herren, auf das Wohl dieser würdigen Alten, der braven Aeltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!" — Kurzhagens Betragen fand in Engels dankbarem Sohne eine dem Gegenstande angemessene Verewigung, Ziethens nicht minderes Gefühl von Menschenwerth und Menschenhoheit sollte aber auch nicht dabey vergessen werden.

Friedrich der Einzige hatte Kurzhagen, welcher Ritter des Verdienstordens war, einst mit zur Tafel einladen lassen. Von was für einem Hause stammen Sie ab, fragte ihn der große König, vermuthlich seine Gesinnungen zu prüfen. „Von gar keinem, Ew. Majestät, erwiederte der Rittmeister, gemeine Landleute sind meine Aeltern, und ich möchte sie um keine andern Aeltern in der Welt vertauschen.“ Das heißt edel gedacht, sprach der große Monarch, und eine Freudenzähre floß über seine Wangen herab. —

Joubert.

Mit großen militärischen Talenten vereinigte Joubert eine Bescheidenheit und ein Mißtrauen in sich selbst, die ihn lange anstehen ließ, ein Oberkommando zu übernehmen. Er theilte mit den Soldaten die Lasten und wollte, daß dieser auch mit ihm die Vortheile theilte. Er beschäftigte sich immer erst mit der Armee, ehe er an sich selbst dachte; auch ward er von ihr angebetet. Höflich und gut, wo er den Eingebungen seines Herzens folgen konnte, war er doch unerbittlich, sobald das Gesetz befahl. Vor diesem galt ihm kein Verwandter, kein Freund, kein Beschützer. Den geheimen Ränken unzugangbar, gab er keiner Nebenbetrachtung nach. Eine liebenswürdige Frau stellte ihm einen jungen Menschen vor, der von der Konskription bedrohet wurde: wäre ich eine schöne junge Frau, antwortete Joubert,

so würde ich ihren Günstling zum Aide de Camp annehmen; ich will mir aber keinen Krieg mit den Grazien bereiten, indem ich ihnen ihren Liebling entführe.

Jouberts Uneigennützigkeit war Roms schönster Jahrhunderte würdig. Weit entfernt sich zu bereichern, hat er sein väterliches Vermögen vermindert. Den Mangel nicht fürchtend und den Reichthum verachtend, befand er sich in der glücklichsten Unabhängigkeit. Nach der Expedition in Piemont bot ihm der König von Sardinien, Emanuel, kostbare Gemählde an: „Wir würden beyde zu tadeln seyn, erwiederte ihm Joubert mit Würde — Sie, indem Sie mir dieselben gäben, ich, indem ich sie annähme. —

Rudolph von Habsburg.

Einen edlern Mann kannte die damahlige Zeit nicht, als Rudolph von Habsburg war. Er that für das Vaterland alles, was den Umständen nach nur möglich war. Er riß es aus der Anarchie, rettete die Selbstständigkeit der deutschen Nation, fügte die getrennten Theile wieder zusammen, stellte Ruhe und Regierungsform her, führte Gesetze und Obrigkeit, deren Nahme unbekannt und verhaßt war, zurück; und so ist er nicht nur der Urheber eines glänzenden Fürstenhauses, sondern auch in der That der zweyte Schöpfer des deutschen Reichs geworden.

Wie wenig er sich von dem damahls herrschenden Fehdegeist hinreißen ließ, mag uns diese Begebenheit beweisen: Berchthold von Fallenstein, der Abt von St. Gallen, hatte sich (im J. 1266.) in gute Verfassung gesetzt, Ru-

dolphen von Habsburg mit Krieg anzufallen. Der Graf hatte keine Neigung mit ihm zu kriegen. Eines Abends, als der Abt in der Stadt Weil zu Tische saß, kam man, ihm zu sagen, der Graf von Habsburg wäre vor dem Thor. Er befahl, ihn einzulassen. Der Graf saß nur ab, und ging zu dem Abt, der ihn höflich empfing. „Herr von St. Gallen," sagte der Graf, „wir haben einen Streithandel, und ich bin gekommen, alles nachzugeben, was Sie mit Recht fordern können." Der Abt hatte Gefallen an dem Zutrauen, womit er sich in seine Gewalt geliefert hatte, und sie wurden nach wenigen Worten miteinander einig.

Man kennt wenige Fürsten, welche die Offenheit im Betragen, mit der Kunst zu regieren so vollkommen zu verbinden wußten, als Rudolph. Sein natürlicher Scharfsinn siegte über alles Klügeln der Staatskunst, und durch seinen Edelmuth gewann er alle Herzen. Er verstellte nie seine Absichten, sondern suchte seinen Zweck immer durch gerade Mittel auf offenen Wegen zu erreichen.

Ob er gleich zu der höchsten Würde in Europa erhoben war, so behielt er doch seine

altväterliche schweitzerische Einfalt in den Sitten bey. Er blieb ein erklärter Verächter aller Ueppigkeit, Pracht und Weichlichkeit, und schätzte und belohnte die Menschen nur nach ihren Verdiensten, nicht nach den Vorzügen der Geburt.

Als einer seiner Kriegsobersten, Nahmens Hans Taste, einige Mahle um die Ertheilung der Adelswürde gebeten, Rudolph aber diesem sonst braven Manne immer davon abgerathen hatte, und dieser dennoch wieder darum nachsuchte, ertheilte sie ihm der Kaiser wirklich im Unwillen, mit den Worten: Ey, mein lieber Hans Taste, so du willt, heisse fortan meinethalben Hans von Taste!" —

Seine Lebensart war einfach und ungekünstelt. Es war eine Freude zu sehen, wie der große Mann im Angesichte seines Heeres sein Wams selber flickte, und von der Kost seiner gemeinen Krieger, wenn sie auch nur in rohen Rüben bestand, aß.

Als seine Wache geringscheinende Leute, die ihn sprechen wollten, abwies, sagte er: Bin ich denn deßwegen zum Kaiser gewählt worden, daß man mich einschließe?

Eine Frau, welche auf ihn geschimpft hatte, bestrafte er damit, daß sie ihre Schimpfworte in Gegenwart des Hofes, da er auf dem Kaiserlichen Stuhle saß, wiederholen mußte.

Er war sehr lebhaft, stets munter, und ein großer Freund scherzhafter Einfälle.

Die deutschen Krieger schätzte er so sehr, daß er einst vor seinem Heere sagte, er getraue sich mit viertausend deutschen Reitern und mit vierzigtausend Mann deutschen Fußvolks gegen jede Macht den Sieg zu erfechten.

So wie er die deutsche Nation jeder andern vorzog, und daher den deutschen Reichsangelegenheiten alle übrigen Sachen nachsetzte, so liebte er auch besonders die deutsche Sprache, und führte den Gebrauch derselben in seinen öffentlichen Schriften ein. Auf dem Reichstage zu Regensburg unterbrach er des Bischofs Bernhard von Seckau lateinische Rede mit den Worten: „Bischof! wenn ihr mit einem andern Geistlichen etwas auszumachen habt, so sprecht immerhin Lateinisch; wenn es aber mich, oder die Reichsrechte angeht, so redet Deutsch!“ —

Wegen seiner Gerechtigkeitsliebe nannte ihn ein damahls lebender Fürst: das leben-

dige Gesetz; und durch seine Ehrlichkeit hat er sich in dem Herzen der Nazion ein bleibendes Denkmahl gestiftet; denn man pflegte lange nach ihm von demjenigen, der sein Wort nicht hielt, zu sagen: Der ist auch kein Rudolph.

Theo-

Theodosius der Große.

War einer der vorzüglichsten Kaiser des römischen Reichs, ob er gleich oft als Regent fehlte, und der nichts mehr wünschte, als ein guter Regent zu seyn, hatte einst einigen Richtern aufgetragen, eine Verschwörung, die, wie es hieß, gegen ihn gemacht war, zu untersuchen. Als er nun die Richter ermahnte, mit Billigkeit und Schonung zu Werke zu gehen, sagte einer von ihnen: „Es ist billig unsre vornehmste Sorge, auf die Erhaltung des Fürsten bedacht zu seyn." Seyd lieber auf seinen guten Nahmen bedacht, erwiederte Theodosius; bey einem Kaiser ist nicht das Wesentlichste, daß er lange, sondern daß er so lebe, wie sichs gebührt."

Montausier.

Moliere's Feinde wollten den berühmten Herzog von Montausier bereden, daß Moliere in seinem Meisterstücke betitelt: Der Menschenfreund, ihn und seine allzurauhe Tugend unter Alceste's Larve habe lächerlich machen wollen. Er wohnte der Aufführung dieses Lustspiels bey, und erkannte sich wirklich in einigen Zügen, worüber das Parterre lachte; er erinnerte sich einiger Worte, die er bey Hofe gesagt, und die Alcesten in den Mund gelegt worden. Nach dem Lustspiel fragten ihn seine Freunde, wie es ihm gefallen hätte? „Ich wünschte sehr, (sagte er) daß ich Alceste'n, diesem redlichen Manne, ähnlich wäre!"

Dieser tugendhafte Oberhofmeister des Dauphins unter der Regierung des Königs Ludwig XIV. ließ seinen Zögling nie die Zueignungsschriften in den Büchern lesen, welche

die Gelehrten ihm überreichten. Einst fand er den Prinzen heimlich über der Lektüre einer solchen Dedikation. Anstatt sie ihm zu nehmen, ließ er sie ihn laut lesen, aber bey jedem Punkt hielt er im Lesen an, und sagte: Sehen Sie nicht Prinz, daß man ungestraft Ihrer spottet! Glauben Sie wohl wirklich, daß Sie die guten Eigenschaften haben, die man Ihnen hier beylegt? Und können Sie ohne gerechten Unwillen grobe Schmeicheleyen lesen, die man Ihnen gewiß nicht machen würde, wenn man nicht von Ihrem Verstande eine geringe Meynung hätte?

Friedrich der Große.

Des Königs erster Musiklehrer auf dem Flügel war der Domorganist Heine, den er deßhalb, so lang er am Leben war, schätzte, und dessen er sich bey manchen Gelegenheiten erinnerte. Dieser Heine hatte einen Sohn, welchen der König beym Antritt seiner Regierung, seines Vaters wegen, zum Acciseneinnehmer in Ruppin machte. Der Sohn lebte aber so unvorsichtig, daß sich bald bey seiner Kasse ein Defekt fand, weßwegen ihm der Proceß gemacht werden sollte. Der Vater war über diesen Vorfall ganz trostlos; als ihn der König nach Potsdam zu sich berief, wohin er voll Sorgen über das Schicksal seines Sohnes reisete. Der König sprach aber sehr gnädig mit ihm, fragte ihn nach seinem Befinden, nach dem Zustande der Musik, und, wie ihm die neuen Opern, welche jetzt aufgeführt wür-

den, gefielen? Heine beantwortete dieß, so gut er konnte, und wußte gar nicht, wo das alles am Ende hinauslaufen würde. Endlich sagte der König: „Er hat keine Freude an seinem Sohn erlebt; tröst er sich aber; ich sehe, daß der Mensch keiner Kassenbedienung vorstehen kann; ich werde ihn auf eine andere Art versorgen, wobey er ehrlich bleiben kann;" und dieß geschah auch. Heine war über die gute Wendung der Sache, von der er den üb[e]lsten Ausgang befürchtete, so vergnügt, daß er beym Kapellmeister Sidow, zu dem er sich wieder zurückbegab, vor Freuden seine große Perücke auf die Erde warf, und ausrief: Einen solchen König hat die Welt noch nie gehabt, nie gesehen.

Ein überaus junger Kandidat, der erst von der hohen Schule zurückgekommen war, ging zum König, und bath mittelst eingereichter Supplik, um eine eben erledigte, sehr wichtige Inspektor-Stelle. Der König, den die Zudringlichkeit und der Eigendünkel dieses jungen Menschen verdroß, schrieb, statt aller Resolution, unter seine Supplik: II. Buch Samuels Kap. 10. Vers 5. Der Kandidat fand beym Aufschlagen die Worte: Bleibet zu Je-

richo, bis euer Bart gewachsen; dann kommet wieder.

Herr Professor Eberhard zu Halle ward von dem Oberkonsistorium zum Prediger in Charlottenburg bestellt. Die dortige Bürgerschaft, die ihr Augenmerk auf einen andern Prediger hatte, protestirte dagegen bey dem Oberkonsistorium aus dem Grunde, weil Eberhard die Apologie (Schutzschrift) des Sokrates geschrieben habe. Man fand diesen Grund zu schwach, und verwies die Bürger zur Ruhe. Nun wandten sie sich an den König, und stellten ihm vor, daß sie ihre Seelsorge keinem Manne anvertrauen könnten, der in öffentlichen Schriften behauptet habe, daß der verfluchte Heide Sokrates selig wäre. Der König, dem es wehe that, dem braven Sokrates fluchen zu hören, schrieb ihnen zurück: Ich will, daß Sokrates selig sey, und Eberhard euer Prediger werde.

Friedrich.

Gegen seine Eltern war Friedrich voll Liebe und Hochachtung, ungeachtet ihn sein Vater so streng, ja grausam, kann man sagen, behandelt hat.

Seine Mutter liebte er noch unweit mehr, und gab ihr diese Liebe auch in den kleinsten

Kleinigkeiten zu erkennen. Ein schöner rührender Erguß seines Herzens ist unter andern der in dem Briefe vom 27. Junius 1762, aus dem Hauptquartiere zu Bettlern: „Sie sprechen von Berlin. Ich wünsche sehr, Sie insgesammt dort zu wissen. Allein ich wollte, daß, wenn sie dahin gingen, Sie nicht, wie die Vögel, auf einem Zweige säßen, und daß Sie mit aller erforderlichen Würde daselbst bleiben könnten. Daher erwarte ich nur noch den Zeitpunkt, in welchem ich diese Sicherheit auf guten Gründen gestützt wissen werde, um Ihnen zu melden, daß Sie dahin zurückkehren können. Nimmt dieß alles einen guten ehrenvollen Ausgang, wie will ich dem guten Himmel danken, daß ich Sie, meine gute Mama wieder sehen und umarmen kann! Ja, ich sage, umarmen: denn in dieser Welt haben Sie außer mir keinen Liebhaber mehr. Sie können mich nicht eifersüchtig machen, und ich habe das Recht, für meine Beständigkeit und Treue, einen Kuß zur Belohnung zu fordern; halten Sie sich nur darauf gefaßt!" u. s. w.

Der König ehrte Voltaire's Andenken, was er bey vielen Gelegenheiten zeigte, ungeachtet sich Voltaire der Gnade des Königs

unwürdig gemacht hatte. Einsmahls wurde auf dem Schloßtheater in Berlin von den französischen Schauspielern Voltaire's Trauerspiel Zaire, auf königlichen Befehl aufgeführt. Der König wohnte der Vorstellung bey und sagte nachher mit Entzücken: "Ich wollte alle meine Siege dafür hingeben, eine Zaire, wie diese, geschrieben zu haben

Es ist bekannt, daß der König die Schlacht bey Soor durch Aufopferung seiner Bagage gewann. Als am Abend gespeist werden sollte, fand sich aber gar nichts vor. Man suchte allenthalben nach Lebensmitteln umher, fand endlich zwey Bouteillen ungarischen Weines, und brachte sie dem König. Er war damit zufrieden, wünschte aber auch etwas zu essen. Man schickte jemand ab; dieser lief aber lange vergebens umher, bis er endlich einen Soldaten fand, der noch einen ganzen Laib Komißbrot übrig hatte. Er both dem Soldaten einen Dukaten dafür, allein dieser schlug ihn mit den Worten aus: den Dukaten könne er nicht essen, das Brot sey ihm lieber. Kaum hörte er, daß der König etwas zu essen verlange, entschloß er sich einen Theil seines Brotes hinzugeben. Damit er aber auch versichert wäre, daß es dem König ge=

bracht würde, schlich er dem Käufer nach, um zu sehen, wo er bliebe. Der König verzehrte das Brot mit einem Appetite, als äße er das köstlichste Gericht, und fragte, woher das Brot wäre? Man führte ihm den Soldaten auf. „Gut! sagte der König," ich danke dir Kamerad; du hast mich diesen Abend satt gemacht; bitte dir eine Gnade aus. „Ich wünschte ein Schulzengericht in Preussen," versetzte der Krieger; und er erhielt es.

Einst nahm der König auf einer Reise von Elbingen nach Möckerau, in einem niedlichen Gartenhause des Westpreussischen Städtchens Marienburg sein Nachtquartier. Seiner Gewohnheit nach stand er früh auf, und nachdem er seine Geschäfte beendiget hatte, war er eben im Begriff in den an sein Zimmer stoßenden Garten zu gehen, als er an der Thür desselben einen ihm unbekannten Mann vorfand, der ihn zu erwarten schien. Zwischen beyden entspann sich nun folgendes Gespräch:

König. Was will Er?

Der Unbekannte. Ich wollte mich erkundigen, ob Ew. Majestät vielleicht etwas zu befehlen hätten.

König. Wie kömmt er dazu?

Der Unbekannte. Ich bin der Besitzer des Hauses.

König. Nun, so komm' Er mit mir. (Sie traten jetzt in den Garten ein) Also das Haus und der Garten sind Sein?

Der Unbekannte. Ja Eure Majestät, der Garten wurde von meinem Vater angelegt.

König. Was ist Er?

Der Unbekannte. Ich bin hier Justizamtmann.

König. Justizamtmann? Was ist das?

Amtmann. Ich bin auf Eurer Majestät Domainen das, was auf adelichen Gütern der Gerichts-Direktor ist.

König. So! da steht Er wohl gut?

Amtmann. Ja, Eure Majestät, ich bin zufrieden.

König. (Ueber dessen Gesicht sich bey diesen Worten eine außerordentliche Heiterkeit verbreitete, ihn freundlich auf die Achsel klopfend). Er ist ein braver Mann! Da hat Er mir etwas gesagt, was ich seit vielen Jahren von keinem Menschen gehört habe. Dafür, daß Er mir Freude gemacht hat, soll Er auch jährlich hundert Thaler Zulage haben. Aber schinde Er mir die Bauern nicht, hört Er's? —

Kurz darauf, als der König wieder nach Potsdam zurückgekehrt war, sagte er eines Tags zu dem Minister von Mastow, der gerade damahls das Preussische Departement hatte: Mein lieber Massow, dießmahl hab' ich in Westpreussen eine rechte Freude gehabt. Da frag' ich zu Marienburg einen Justizamtmann, ob er gut stehe? und der Mann antwortet mir: er sey zufrieden. Ach, meine Herren! setzte der König hinzu, indem er sich zu den übrigen wandte, wie glücklich wär' ich, wenn ich das immer hörte!

Als der König mit seinem Heere bey Frankfurt an der Oder angelangt war, ließ er es Halt machen, und gab demselben einen Ruhetag. Er fand hier den neumärkischen würdigen Kammerpräsidenten von Rothenburg, der Küstrin, während es die Russen beschossen, verlassen hatte, und dem König von dem Unglück dieser Stadt Bericht gab. Den folgenden Morgen setzte sich Friedrich zu Pferd., ließ eine Eskorte von sechs Mann Husaren weit hinter sich reiten, und nahm den Weg nach Golzow, wo der General v. Dohna mit seiner Armee stand. Bey Reitwein begegnete ihm ein Färber aus Küstrin, Nahmens Klement, dessen Wohnung

die russischen Bomben eingeäschert hatten, mit seiner Frau und seinen Kindern, deren jedes sein Bündel trug. Der König, in seinen Mantel gehüllt und daher unkennbar, fragte sie, woher sie kämen? Die Unglücklichen erzählten ihr Schicksal. Es rührte den Monarchen und er sagte mit Mitleid und Eifer: Kinder! ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen, — habt nur Geduld, ich will euch alles wieder aufbauen. Alles wurde ihnen wieder aufgebaut.

In Golzow fand er den Grafen von Dohna, und fragte ihn: Nun, wie gehts? stehen die Russen brav? — O ja! antwortete der Graf, sie stehen wie Mauern. Gut, erwiederte der König, desto besser werden sie fallen.

Als er nachher die hier stehenden Truppen, welche sämmtlich geputzt und gepudert waren, selbst besah, sagte er: Es ist wahr, diese Leute sehen recht gut aus, und haben sich schön gepudert; ich aber bringe welche mit, die Pulver gerochen haben.

Eines Tages fand der König einen holländischen Kaufmann in Sanssouci. Er ging auf ihn zu, und fragte ihn, ob er es besehen

wolle? — Der Kaufmann, welcher den König nicht kannte, antwortete, er wisse nicht, ob es erlaubt sey, da er gehört habe, der König sey gegenwärtig. Ey! sagte der König, ich will Sie schon führen, folgen Sie mir nur. Er zeigte dem Kaufmann das Merkwürdigste seines Gartens, und fragte ihn auch über verschiedenes um seine Meynung. Als er fertig war, zog der Kaufmann seine Börse hervor, und wollte dem König ein Trinkgeld geben. Behüte, sagte dieser, wir dürfen nichts annehmen. Wenn es der König erführe, so hätten wir Verdruß. Der Kaufmann dankte mehrere Mahle nach einander recht sehr für alle Höflichkeit und nahm Abschied. Aber wie erstaunte er! als er gleich darauf dem wirklichen Gärtner des Königs begegnete und von diesem erfuhr, daß er die Ehre gehabt hätte, vom König selbst herumgeführt worden zu seyn.

Einst wollten ein Bauer und sein Weib dem König eine Bittschrift überreichen. Der Monarch fragte nach ihrem Gesuche, und da sie es ihm gesagt hatten, antwortete er: ihr müßt nach der Kammer gehen, da werdet ihr Bescheid erhalten. Da waren wir schon, antworteten sie. — Nun so kann ich euch nicht

helfen, erwiederte der König. Komm, sagte der Bauer zu seinem Weibe, komm! du siehst ja, daß er mit der Kammer unter einer Decke liege. Der König lachte herzlich hierüber und nahm die Bittschrift an.

Da sich der König im Winter zu Berlin aufhielt, bemerkte er, daß in der Dachstube eines Hauses, gegen dem Schlosse über, immer des Abends sehr spät und des Morgens ganz früh Licht brannte. Er ließ sich erkundigen, wer da wohne. Ein armer Schuhflicker, hieß es, der früh und spät arbeite. Nun ließ er den Mann zu sich kommen, und fragte ihn, warum er denn gar so emsig arbeite? Ich habe viele Kinder, antwortete der Schuster, und kann kaum so viel erwerben, sie zu ernähren, ob ich gleich alle meine Kräfte dazu anwende. Ueber dieß bin ich noch für Leder schuldig, und laufe Gefahr vom Lederhändler gerichtlich zur Bezahlung gezwungen zu werden. Den großmüthigen König rührten die Umstände dieses armen Mannes, und er schenkte ihm einige hundert Thaler.

Der König erfuhr, daß ein Korporal von seinem Leibregimente ein junger, schöner und sonst braver Mann, aus Hang groß zu thun eine Uhrkette trüge, woran nur eine Bleyku-

gel hinge. Er wollte dieß selbst sehen, und gleich ward etwas verabredet, wodurch der Korporal dem König aufstoßen mußte. A propos, Korporal! rief ihm der König zu, ihr müßt doch ein braver Kerl seyn, daß ihr euch von eurem Solde eine Uhr erspart habt! — Brav, sagte der Korporal, brav schmeichle ich mir zwar zu seyn; aber die Uhr hat nicht viel zu bedeuten. Der König: (die goldne mit Brillanten besetzte Uhr herausziehend) Meine Uhr zeigt fünf; wie viel die eurige? Korporal: (bebend seine Bleykugel am Uhrbande herausziehend) Ihro Majestät! die meinige zeigt mir weder fünf noch sechs, aber doch zeigt sie mir klar den Tod, den ich für Ew. Majestät einst sterben werde. Der König: Damit ihr auch täglich eine von den Stunden sehen möget, in der ihr für mich sterben werdet, so nehmt diese Uhr!

Ein polnischer Edelmann, der aus einer alten Familie stammte, bat einst den König schriftlich um eine Officierstelle bey einem in Schlesien stehenden Regimente. Der Monarch genehmigte das Gesuch mit den Worten: „Er sollte sich bey dem Chef des Regiments, der schon nähere Befehle hier übererhalten hätte, melden.“

Von Freude durchdrungen, machte sich der alte Edelmann mit seiner zahlreichen Familie auf den Weg nach Potsdam. Als er sich beym König melden ließ, um seine Danksagung abzustatten, und der König ihn gleich vorkommen ließ, erschrack der Monarch nicht wenig, einen abgelebten Mann mit so vielen Kindern vor sich zu sehen.

„Mein Freund," sagte der König; „Er hat mir nicht gesagt, daß er alt und schwach sey, noch weniger aber, daß er eine so zahlreiche Familie habe, die Er, wie ich einsehe, von seinem Officiertractamente zu ernähren nicht im Stande ist. Indeß hab' ich ihm mein Wort gegeben, Er soll seinen Gehalt Lebenslang behalten, seine Söhne aber sollen von Stund an in das Cadettenhaus gebracht und daselbst gut und ordentlich erzogen werden, damit sie mit der Zeit meiner Armee nützliche Dienste leisten können. Und da Er wegen seines Alters keine Officierdienste leisten kann; so will ich ihm zu seiner Pflege noch nähere Anweisung geben, und dann kann er sich in seinen alten Tagen die nöthige Ruhe verschaffen.

Der alte Edelmann, welcher eine solche Gnade nicht vermuthet hatte, gerieth vor Freude und großem Entzücken in ein stummes

Schwei-

Schweigen, die Kinder aber weinten laut, umfaßten die Knie des Königs und dankten ihm so als ihrem größten Wohlthäter.

Der König sprach einst bey der Tafel über die Einrichtungen, die Kaiser Joseph II., in Hinsicht auf die Juden gemacht hatte, indem er sie seinen übrigen Unterthanen gleich gehalten wissen wollte. Ich freue mich über diese gute Einrichtung, sagte der König. Aber der Kaiser hat auch die nächste Verbindlichkeit sich der Juden anzunehmen; er ist ja König von Jerusalem.

Als der König sein Sanssouci anlegte, war ihm eine Mühle im Wege, weil sie ihrer Lage nach dem entworfenen Plane seines Gartens zuwider war. Der König ließ den Müller zu sich kommen, und trug ihm an, die Mühle zu kaufen. Der Müller hatte sie vom Vater geerbt und wollte sie auch auf seine Kinder bringen. Der König versprach ihm, eine bessere Mühle anderwärts zu bauen, ihm den Wasserlauf und alles frey zu geben, auch noch die Summe, die er für seine Mühle fordern würde, baar auszahlen zu lassen. Der Müller bestand hartnäckig darauf, die Mühle nie zu veräußern. Nun wurde der König verdrüßlich. Weißt du wohl, daß ich

dir deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben? sagte er auffahrend. — Ja, Ew. Majestät, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre, antwortete der Müller. Dem König gefiel die rasche Antwort, und sein Eifer legte sich. Der Müller blieb ungestört im Besitze seiner Mühle, und der König war so groß, daß er den Plan seines Gartens änderte.

Ein vornehmer französischer Herr äußerte seine besondere Verwunderung darüber gegen den König, daß man im Sanssouci beynahe in jedem Zimmer des Kaisers Bildniß fände, zumahl bey der damahligen Lage der Dinge. (Es war im bayrischen Erbfolgkriege).

„Sie wundern sich, Herr Marquis?" sagte der König. „Dacht' ichs doch, Sie würden sich wundern; aber bedenken Sie nur! der Kaiser (Joseph) ist ein feuriger und thätiger Monarch, den ich nicht gern aus den Augen lasse."

Ein abgedankter Officier eines Freykorps hatte sich viele vergebliche Mühe gegeben, wieder angestellt zu werden. Er hatte Frau und Kinder. Das wenige Vermögen, was er sich im Kriege erspart hatte, war nun gänzlich aufgezehrt, und der Mangel stieg bey dieser Fa-

milie auf's höchste. Er entschloß sich, eine auffallende Bittschrift an den König zu schreiben, um den Monarchen noch aufmerksamer darauf zu machen. Er schrieb sie in Knittelversen und klagte darin seine Noth auf eine drollichte und zugleich rührende Art. Dieser Einfall gefiel dem König, und er antwortete:

Wer dieses hat in Verse gebracht,
Dem sind 200 Dukaten vermacht.

Und kurz darauf bekam dieser Officier eine gute Stelle bey einem Regimente.

Als die Disposition zur Schlacht bey Zorndorf gemacht war, und die Armee aus dem Lager rückte, unterhielt sich der König während des Marsches bey verschiedenen Regimentern sowohl mit Officieren, als Gemeinen über allerley Gegenstände. Bey einem Grenadier-Bataillon von der Berlinischen Garnison fiel ihm ein alter Unterofficier, Nahmens Beek auf, der einen sehr kahlen Kopf unter der Grenadiermütze, und seine Perüke am Tornister hängen hatte. Der Monarch ritt zu ihm heran, und fand, daß der alte Mann noch sehr lebhaft aussah. „Mein Freund!“ redete ihn der König an, „es wird mit euch wohl Zeit

seyn, daß ihr versorgt werdet; habt ihr auch was gelernt?"

Unterofficier. Nein Ew. Majestät, ich habe nichts gelernt, kann weder lesen noch schreiben; denn ich mußte jung Soldat werden, und bin nur zum Todtschießen gemacht.

König. Wie lang dient ihr?

Unterofficier. Schon 44 Jahre. Ich bin aber ganz gesund, und wenn der Krieg noch lange dauert, wird die Reihe auch an mich kommen, daß ich sterben muß. Ich mache mir aber gar nichts daraus; denn ich bin das Soldatenleben gewohnt. Nur eines habe ich auf dem Herzen, was mich drückt. Wenn das nicht wäre, Ew. Majestät, so wäre mir das Todtschießen noch gleichgültiger, und ich wollte recht vergnügt sterben.

Der König hörte dieß mit Gelassenheit und Aufmerksamkeit an, und fragte: Nun, was ist denn das?

Unterofficier. Eure Majestät, ich habe einen einzigen Jungen, der von gutem Wuchse ist. Die Mutter hat ihn wohl lesen gelehrt, aber ich sähe doch gern, wenn er so was rechtes und mehr lernte, als ich kann, und daß er zu diesem Endzweck in eine gute Schule käme. Wenn er zur Kompagnie kommt,

kann ihm das viel helfen. Leider kann ich ihm von meinem Solde nichts dazu geben.

König. Wo ist denn euer Sohn zu treffen? Der Vater bezeichnete dem König den Aufenthalt seines Sohnes, nannte ihm seinen Nahmen, und der König ritt weg. Wenige Minuten darauf begann die Schlacht.

Der alte Mann kam wieder glücklich aus dem Treffen; und als der Feldjäger, der die Nachricht des Siegs nach Berlin gebracht hatte, von da zurück kam, brachte ihm dieser einen Brief von seiner Frau mit, worin sie ihm meldete, daß ihr Sohn auf königlichen Befehl von ihr genommen, und in das große Gymnasium gebracht worden sey. Dort wurde er auf königliche Kosten gekleidet, unterhalten und unterrichtet.

Diese Nachricht entlockte dem alten Krieger Thränen der Freude.

Wer weiß nicht, wer Winterfeld war, und wie hoch ihn der König schätzte? Einst ward er zu einer Expedition detaschirt; der König hatte ihm ein Corps von 40,000 Mann dazu versprochen, und als Winterfeld sie musterte, fand er zu seinem Erstaunen, daß es kaum zwölftausend waren. Winterfeld meldete es dem König, und dieser antwortete:

Die Armee ist meines Erachtens stark genug; Er kommandirt sie ja.

Der König ging voran und ließ Winterfelden mit der eben erwähnten Armee zurück. Er war zu Pferde gestiegen, und hatte schon von seinem General Abschied genommen. Plötzlich kehrte er wieder zurück, sprang vom Pferde, umarmte Winterfelden und sagte: Ich hätte bald vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben. Nur diese weiß ich für ihn: Erhalte Er sich mir! Einige Tage darauf blieb Winterfeld. Wie tief fühlte Friedrich diesen Verlust!

Ein alter französischer General that im Angesichte des Königs in der Schlacht bey Rosbach Wunder der Tapferkeit. Er kommandirte ein Kavallerieregiment und führte es so geschickt als unerschrocken an. Allein er wurde dessen ungeachtet mit seinem Regimente, das unter die preussische Gensd'armerie gerieth, so zugerichtet, daß er voll Wunden war, und mit den meisten Officieren gefangen wurde. Der König schickte diesem würdigen Generalen sogleich verschiedene Wundärzte, besuchte ihn gleich darauf selbst, und sagte sehr liebreich zu dem alten General: Wenn der Schmerz am heftigsten zu seyn scheint, so

ist die Hülfe am nächsten. Der General antwortete: Ew. Majestät sind größer, als Alexander; jener quälte seine Gefangenen, aber Sie, erhabener und gütiger König, gießen Oel in die Wunden.

Ein Obrister hatte sich einen Postzug angeschafft, und seinem Knecht, wenn er über Land fuhr, ein Posthorn gegeben. Das Postamt beschwerte sich bey dem König darüber, und der Monarch schrieb dem Obristen:

Mein lieber Obrist von ***

Es ist Euch vergönnt so viele Hörner zu führen, als Euch gefällig sind; nur kein Posthorn, das ist wider die Verordnung.

Ein junger Officier trug ungeachtet des scharfen Verbothes einen Civil-Rock, und ging mit einem Frauenzimmer in Sanssouci spazieren, weil er den König in Potsdam glaubte. Auf einmahl, als er aus einer Allee kam, stand der König vor ihm, und fragte: Wer ist Er? — Was ihn noch kennbarer machte — er hatte unvorsichtiger Weise seinen Officierdegen angesteckt. Der Officier erschrack, hatte aber doch so viel Gegenwart des Geistes, daß er antwortete: „Ich bin ein Offi-

cier, allein ich bin incognito hier." — Dieser Einfall gefiel dem König und er sagte: So mach' Er, daß ihn der König nicht sieht; und ging dann weiter.

An einem schönen Sommertage machten sich einige Kavalleristen aus dem Lager und gingen in einen kleinen Wald, der in der Nähe lag, um da ganz ungestört zu spielen. Sie breiteten einen Mantel auf die Erde, jeder holte sein Geld hervor, und nun fingen sie an zu würfeln.

Gegen Abend fiel es dem König ein mit dem Prinzen Moritz einen Spaziergang zu machen, und er ging ohne weitere Begleitung nach eben diesem Walde. Beym Eintritt wurden sie diese Kavalleristen in einiger Entfernung gewahr. Der König ging auf sie los, worauf die erschrocknen Spieler den Mantel sogleich über Geld und Würfel warfen und aufstanden.

Was macht ihr hier? fragte der König. Die Kavalleristen antworteten in der Bestürzung: Ew. Majestät, wir essen. —

So! erwiederte der König, und schlug den Mantel auf, ich verlange nur die Löffel, das Essen will ich euch lassen.

Hierauf ging der König mit dem Prinzen wieder zurück, und ließ die Spieler ungestraft nach ihrem Quartier gehen.

Wie höchst merkwürdig ist nicht diese Aeußerung Friedrichs! „So lange ein König lebt, sagte er einst, ist er der Abgott seines Hofes. Die Großen streuen ihm Weihrauch; die Dichter besingen ihn, das Publikum fürchtet ihn, nur schwach wird er geliebt. Ist er todt, dann erscheint die Wahrheit, und oft regt sich der Neid mit zu großer Strenge für all den kriechenden Unsinn, den die Schmeicheley an ihm verschwendete.“

Als der König einst mit einem zahlreichen Gefolge über ein Kohlfeld ritt, ließ er sein Pferd in einer Furche gehen. Als er bemerkte, daß sein Gefolge links und rechts in den Kohl hineinritt, wendete er sich um, und sagte: Meine Herren, Sie werden wohl thun, wenn Sie sich auch eine Furche suchen; denn Sie verwüsten zu viel, und ich muß nachher bezahlen.

Ein preussischer Obristlieutenant, der zu Ende des Krieges von 1756 abgedankt war, hörte nicht auf, den König um eine neue Versorgung zu bitten, und zwar so ungestüm, daß Se. Majestät befahl, ihn nicht mehr vorzulas-

sen. Nun erschien eine Schmähschrift gegen den Monarchen. So nachsichtig auch in dergleichen Fällen der große Friedrich war, so beleidigte ihn doch die Vermessenheit dieses Verfassers so sehr, daß er 50 Friedrichsd'or auf die Entdeckung desselben setzte. Der Obristlieutenant ließ sich beym König melden, als habe er etwas Wichtiges zu hinterbringen und ward vorgelassen. „Ew. Majestät haben demjenigen 50 Friedrichsd'or versprochen, der den Verfasser der Schmähschrift anzeigen würde. Ich bin es; meinen Kopf leg' ich Ihnen zu Füßen, aber halten Sie Ihr königliches Wort; und während Sie den Schuldigen strafen, schenken Sie meiner armen Frau und meinen unglücklichen Kindern die dem Angeber versprochene Belohnung.“ Der König kannte bereits den Verfasser der Schmähschrift und das Aeußerste, auf das ein sonst würdiger Officier durch die Noth getrieben worden war, rührte ihn. Doch sagte er mit harter Stimme: Sogleich geh' Er nach Spandau und erwarte er die Wirkungen des gerechten Zornes seines Monarchen. „Ew. Majestät ich gehorche: aber die 50 Friedrichsd'or.“ — In zwey Stunden wird sie seine Frau erhalten. Diesen Brief geb' Er

dem Kommandanten von Spandau, der ihn aber erst nach der Mittagstafel eröffnen darf.

Der Obristlieutenant kam auf dem furchtbaren ihm zur Wohnung angewiesenen Schlosse an und meldete sich als Arrestant. Beym Desert eröffnete der Kommandant den Brief, und las folgendes:

„Ich gebe das Kommando von Spandau dem Ueberbringer dieses Befehls. Seine Frau und Kinder werden mit den 50 Friedrichsd'or bald nachkommen. Der jetzige Kommandant von Spandau geht nach B... in derselben Qualität. Ich ertheile ihm diese Beförderung zur Belohnung seiner Dienste."

Friedrich.

Agesilaus, der Große.

Agesilaus der Große, ein lacedämonischer König, wurde zum Feldherrn gegen die Perser erwählt. Sein Marsch nach Asien war so schnell, daß er mit seinen Truppen eher dahin kam, als die königlichen Satrapen nur das mindeste von seiner Abreise erfahren hatten. Keiner hatte daher Vorbereitungen oder Gegenanstalten getroffen. Als Tissaphernes, der erste unter den königlichen Statthaltern dieß bemerkte, bat er den Agesilaus um Waffenstillstand und gab vor, er bemühe sich, zwischen den Lacedämoniern und dem Könige Frieden zu vermitteln; in der That aber war es ihm nur darum zu thun, Heere werben zu können. Er erhielt einen dreymonatlichen Waffenstillstand. Beyde Theile legten einen Eid ab, daß sie ohne Trug den Vertrag halten wollten. Agesilaus hielt sein Wort pünktlich;

aber Tissaphernes machte beständige Vorbereitungen zum Kriege. Der Lacedämonier merkte dieß gar wohl; allein er hielt seinen Schwur heilig und behauptete er gewänne viel bey der Sache: „Tissaphernes mache durch seinen Meineid die Menschen sich abgeneigt; reitze den Zorn der Götter; er hingegen mache, weil er seinen Schwur halte, seinem Heere Muth, wenn es nun sähe, daß die Götter ihm hold wären, und gewänne sich größere Liebe und Zuneigung bey den Menschen; die immer denen gewogen wären, die sie auf Treue und Glauben achten sehen."

Einst war er bey einem Gastmahl durchs Loos zum Weinmeister erwählt worden. Der Mundschenk fragte ihn, wie viel Wein er jedem reichen sollte? — „Wenn viel vorhanden ist," sagte er, „so viel jeder will; wenn aber wenig da ist, gieb jedem gleich viel!"

Ein Uebelthäter hatte die Folter hartnäckig ausgehalten. — „Wie äußerst verdorben, sagte er, muß nicht dieser Mensch seyn, da er seine Geduld und Standhaftigkeit auf böse und schädliche Dinge wendet?

Er glaubte, daß, wenn man andere loben oder tadeln hört, man eben sowohl die

Aufführung dessen, der redet, als dessen, von dem geredet wird, in Betrachtung ziehen müsse.

In seiner Jugend hatte ihn einstmahls an dem Feste Gynneopädia der Choranführer an einen verächtlichen Ort gestellt. Er ließ sichs gefallen, ungeachtet er schon König war, und sagte: „Gut! ich will zeigen, daß nicht der Ort dem Manne, sondern der Mann dem Orte Ehre macht."

Einstmahls befahl er die Gefangenen nackend zu verkaufen. Da sich nun zu den Kleidern sehr viele Käufer fanden, die Leute selbst aber von allen verlacht wurden, weil sie wegen ihrer weißen und niedlichen Haut unbrauchbar und nichts werth waren, so trat Agesilaus hinzu und sagte: „Das sind die Dinge, um derentwillen ihr streitet, und das sind die, mit denen ihr streitet."

In Lydien hatte er den Tissaphernes geschlagen, und den größten Theil von dessen Armee niedergemacht, so daß er das Gebiet des persischen Königs ungehindert verheerte. Tissaphernes schickte ihm daher eine große Summe Geldes, und bat, daß er doch dem Krieg ein Ende machen möchte. Aber Agesilaus ließ ihm sagen: „Der Friede hängt bloß von dem spartanischen Staate ab, und mir ist es

lieber, die Soldaten zu bereichern, als selbst reich zu werden. Die Griechen halten es für rühmlich, von den Feinden Beute zu machen, nicht aber Geschenke anzunehmen."

Megabutes, der Sohn des Spithridates, ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit, kam, um ihn zu küssen, weil er sich auf seine Liebe Rechnung machte. Agesilaus wich erst dem Kuße aus, und da jener schon zurückgetreten war, bezeigte er wieder einen Verlangen darnach. — „Daran bist du selbst Schuld," sagten seine Freunde zu ihm, „weil du dich dem Kuße entzogst; der Jüngling ist nun verscheucht und wird nicht wieder kommen." Agesilaus schwieg und nach langem Besinnen antwortete er: „Es ist nicht nöthig, daß ihr ihn zu überreden suchet; denn ich finde, daß die Unterdrückung dieser Begierden mir mehr Freude macht, als die Eroberung der volkreichsten Stadt der Feinde. Seine Freyheit erhalten, ist allemahl besser als andern sie rauben."

In Ansehung der Freundschaftspflichten war er sehr strenge und gewissenhaft, und glaubte, daß eine solche Genauigkeit ihn berechtige, von seinen Freunden ein gleiches zu fordern. So trägt man sich mit einem Brief-

chen von ihm, worin er für einen Freund bey dem Karier Hidrieus eine Fürbitte einlegte, des Inhalts: „Wenn Nikias nichts begangen hat, so laß ihn los; hat er etwas begangen, so laß ihn um meinetwillen los — kurz laß ihn los!“ Auf diese Weise betrug sich Agesilaus gegen seine Freunde in den meisten Fällen. Doch sah er auch zuweilen mehr auf die Umstände und seinen eignen Vortheil. So mußte er bey einem plötzlichen Aufbruche seinen Liebling, der eben krank war, zurücklassen. Da dieser ihn bat und mit Thränen zurückrief, wandte er sich um und sagte: „O wie schwer ist es zugleich mitleidig und vernünftig zu seyn!

Er führte nie ein gemächlicheres Leben als seine Soldaten. Alles Uebermaß im Essen und Trinken vermied er auf das sorgfältigste, und bediente sich des Schlafes so, daß derselbe nicht sein Herr, sondern den Geschäften unterthan war. In Ansehung der Hitze und Kälte war ihm allein jede Jahrszeit gleichgültig. Sein Zelt stand mitten unter denen der Soldaten, und er hatte keine bessere Lagerstätte als die andern. Er pflegte auch immer zu sagen: „Ein General muß sich nicht durch Zärtlichkeit und Schwelgerey, sondern

durch

durch Abhärtung und Tapferkeit von den gemeinen Soldaten unterscheiden."

Als ihn daher einer fragte, was Lykurgs Gesetze dem spartanischen Staate für einen Vortheil verschafft hätten? antwortete er: „Die Verachtung der Wollust."

Einem andern, der sich über seine und der Lacedämonier Mäßigkeit in Kost und Kleidung wunderte, sagte er: „Für diese Lebensart, o Fremdling, ernten wir die Freyheit."

Jemand redete ihm zu, er sollte doch von dieser Strenge etwas ablassen; denn er könnte nicht wissen, ob ihm das Glück je wieder Gelegenheit dazu geben würde. — „Ich gewöhne mich so, versetzte er, daß ich in keiner Veränderung eine Veränderung suche."

Auch in seinem höhern Alter setzte er diese Lebensart noch fort. Als er einstmahls gefragt wurde, warum er, ein solcher Greis, in einem so strengen Winter ohne Unterkleid ausginge, sagte er: „Damit die Jüngeren es nachmachen, wenn sie an den Aeltesten und Königen ein Beyspiel haben."

Da er durch das Land der Thasier zog, schickten ihm diese Mehl, Gänse, Früchte, Honigkuchen und mancherley andere Speisen und köstliche Getränke. Von dem allen aber

nahm er nichts als Mehl und befahl den Ueberbringern, das übrige wieder abzunehmen, weil es ihm unnütz wäre. Da die Abgeordneten ihn inständig bathen, daß er es doch annehmen möchte, so ließ er es unter die Heloten (Sklaven) vertheilen und gab jenen, die ihn um die Ursache fragten, zur Antwort: „Männer, die sich großer Thaten befleißen, dürfen dergleichen Naschwerk nicht annehmen. Was für Sklaven eine Lockspeise ist, schickt sich nicht für Freye."

Eben diese Thasier wollten, der großen Wohlthaten wegen, die sie von ihm erhalten zu haben glaubten, ihn unter die Götter versetzen und ihm Tempel erbauen, und schickten daher Gesandte an ihn. Als er in dem überbrachten Briefe las, was für Ehrenbezeugungen ihm bestimmt waren, so fragte er die Gesandten, „ob denn ihr Vaterland die Menschen zu Göttern machen könnte." Die Abgeordneten bejahten es. „Gut," versetzte er, so machet euch nur erst selbst dazu. Wenn ihr das thut, dann will ich glauben, daß ihr auch mich zu einem Gott machen könnet."

Einem, der ihn fragte, warum Sparta keine Mauern hätte, zeigte er die gewaffneten

Soldaten. — „Das sind," sagte er, „die Mauern der Lacedämonier."

Eben diese Frage beantwortete er ein andermahl so: „Städte müssen mit der Tapferkeit der Bürger, nicht mit Holz und Steinen befestigt seyn."

Wenn er eine Arbeit von seinen Soldaten geschwind verrichtet haben wollte, so legte er selbst vor aller Augen zuerst Hand an.

Er suchte darin, daß er so gut, wie jeder andere arbeitete, und über sich selbst herrschte, eine größere Ehre, als daß er König war.

Auf die Frage: Wodurch er sich einen so großen Ruhm erworben habe? antwortete er: „Durch die Verachtung des Todes."

Einst fragte ihn Jemand, warum die Spartaner unter Flötenspiel ins Treffen gingen? Deßwegen, antwortete er, damit man, wenn sie nach dem Takt einhergehen, die Tapfern von den Feigen unterscheiden kann.

Nachdem er sich einen großen Theil von Asien unterwürfig gemacht hatte, beschloß er auf den König selbst loszugehen, damit er ihm alle Gelegenheit benähme, die griechischen Redner durch Bestechung auf seine Seite zu bringen. Allein er bekam von den Ephoren Befehl wegen des durch persisches Geld ange-

stifteten Krieges, womit Sparta von allen Seiten bedroht wurde, nach Hause zu kommen. — „Ein guter General, sagte er, muß sich den Gesetzen unterwerfen," und schiffte sogleich aus Asien ab.

Bey seinem Aufbruche sagte er: „er sey vom persischen Könige mit dreyßigtausend Bogenschützen aus Asien vertrieben worden." Man bemerke hier, daß die persischen Münzen einen Bogenschützen zum Gepräge haben, und so viele goldene Dariker waren vom Timokrates nach Athen und Theben gebracht und unter die Volksredner vertheilt worden, welche dafür die Bürger zum Kriege gegen die Spartaner aufwiegelten.

An die Ephoren schrieb er damahls folgendes: „Agesilaus wünscht den Ephoren Glück!"

„Einen großen Theil von Asien haben wir unterjocht, die Barbaren vertrieben und in Jonien viele Waffen machen lassen. Weil ihr mir aber befehlet zur gesetzlichen Zeit nach Hause zu kommen, so folge ich diesem Briefe und werde vielleicht noch eher ankommen. Denn ich führe das Kommando nicht für mich, sondern für das Vaterland und die Bundesgenossen: und nur der verwaltet sein Amt

rechtmäßig und ordentlich, der sich den Gesetzen und Ephoren, oder was sonst in seinem Vaterlande für eine Obrigkeit ist, unterwirft.

Er ging über den Hellespont und nahm seinen Weg durch Thracien. Aber er bath kein einziges von den wilden Völkern daselbst um den Durchzug, sondern ließ nur bey jedem anfragen, ob er als Freund oder als Feind durch ihr Land ziehen sollte. Alle nahmen ihn freundschaftlich auf und begleiteten ihn; nur eine Völkerschaft forderte zum Lohne für den Durchzug hundert Talente Silbers und eben so viele Weiber. — „Warum sind sie denn nicht mitgekommen, sagte er im Spotte, um das gleich in Empfang zu nehmen?“ Er ging daher auf sie los, schlug ihre Armee mit großem Verluste in die Flucht und setzte seinen Marsch fort. An den macedonischen König ließ er dieselbe Frage thun, und da dieser antwortete, er wolle es überlegen, so sagte er: „Gut, er mag es überlegen, wir wollen indeß fortziehen.“

Als er erfuhr, daß in dem Treffen bey Korinth nur wenige Spartaner, hingegen von den Korinthiern, Athenern und andern Bundesgenossen eine große Menge geblieben wäre, so ließ er über diesen Sieg nicht die geringste

Freude oder Stolz merken, sondern sagte mit einem tiefen Seufzer: O, des unglücklichen Griechenlandes! Die Soldaten, die es durch sich selbst verloren hat, waren eben hinreichend, alle Barbaren zu überwinden.

Unter andern wurde er auch einmahl gefragt, warum denn eben die Spartaner glücklicher wären, als andere Völker. — „Deßwegen, antwortete er, weil sie besser, als andere befehlen und gehorchen lernen.“

Einer, der nicht zu seinem Rechte gelangen konnte, bath ihn, er möchte dessenthalben an seine Freunde in Asien schreiben. — „Meine Freunde, sagte er, werden, was recht ist, schon von selbst thun, ohne daß ich an sie schreibe.“

Einstmahls wurde er gefragt, welche Tugend besser sey, die Tapferkeit oder die Gerechtigkeit? „Die Tapferkeit, antwortete er, ist unnütz, wenn sie nicht mit Gerechtigkeit verbunden ist. Wären aber alle Menschen gerecht, so brauchte man gar keine Tapferkeit.“

Von den asiatischen Völkern pflegte er zu sagen: „Sie wissen sich gut in die Sklaverey, aber schlecht in die Freyheit zu schicken.“

Es fragte ihn Jemand, wie einer in der Welt am ersten berühmt werden könnte? Er

antwortete: „Wenn er das beste sagt und das schönste thut."

Ein Feldherr, pflegte er zu sagen, muß gegen seine Feinde Kühnheit, gegen seine Untergebenen aber Liebe haben."

Auf die Frage: Was müssen Kinder lernen? antwortete er: „Was sie auch im männlichen Alter noch brauchen können."

Er war ein ausserordentlicher Kinderfreund, und man erzählt, daß er oft zu Hause mit seinen Kindern gespielt, und auf einem Steckenpferde herumgeritten sey. Als er einstmahls von einem Freunde in dieser Unterhaltung angetroffen wurde, so bath er ihn, er sollte es ja nicht eher jemanden sagen, bis er auch Vater von Kindern geworden sey.

In der Schlacht bey Mantinea gab er den Lacedämoniern den Rath: „daß sie bloß gegen den Epaminondas kämpfen, und sich um alle andern nicht bekümmern sollten; denn nur die Verständigen allein wären tapfer, und die einzige Ursache des Sieges. Könnten sie diesen aus dem Wege räumen, so würden sie auch die andern mit leichter Mühe überwinden, welches lauter unverständige und nichtswürdige Leute wären.

Der Ausgang bestätigte dieß. Epaminondas sank; die Soldaten des Agesilaus kehrten von der Flucht zurück und machten also den Sieg zweifelhaft.

Ein Megareer sprach mit vieler Prahlerey von Staatssachen. — „Mein Sohn," sagte Agesilaus, „deine Reden erfordern eine große Macht." Megara war ein sehr unbeträchtlicher Staat.

Man wollte, daß er einen Menschen, der die Stimme der Nachtigall nachmachte, hören sollte. Er weigerte sich aber und sagte: „Ich habe sie selbst oft gehört." —

Wie listig er gewesen, mag folgende Anekdote zum Beyspiele dienen. — Einst sollte ein Treffen geliefert werden. Er sahe, daß seine Soldaten wegen ihrer geringen Anzahl und der Menge der Feinde, deren über zweyhunderttausend waren, in Furcht geriethen. Um ihnen wieder Muth zu machen, erdachte er, ohne Jemand etwas davon zu sagen, diese List: Er schrieb nemlich das Wort Nike (Sieg) inwendig in seine linke Hand, ließ sich vom Wahrsager die Leber des Opferthiers geben und legte sie auf die beschriebene Hand. Nachdem er sie mit verstellter Ungewißheit so lange gehalten hatte, daß die Buchstaben sich der Leber

eindrücken konnten; zeigte er sie seinen Soldaten mit der Versicherung, daß die Götter ihnen durch diese Schrift den Sieg verhießen. Sie hielten dieß für ein untrügliches Zeichen, und fochten mit Löwenmuthe.

Vor seinem Tode, der auf der Rückreise aus Aegypten erfolgte, befahl er denen, die um ihn waren, daß man ihm ja keine Statue oder sonst ein Denkmahl errichten möchte. „Hab ich etwas gutes und rühmliches gethan, sagte er, so ist mir das Denkmahl genug; widrigenfalls werden mir alle Statuen oder Denkmähler nichts helfen.“

Sulimann II.

Als Sulimann II. nach der Eroberung von Belgrad im J. 1521 nach Konstantinopel zurückging, sah er einst bey Anbruch des Tages ein Weib, das sich mitten durch seine Leibwache hindurch zu seinem Zelte drängte. Er befahl, sie einzulassen, sie that einen Fußfall und redete ihn also an: Deine Soldaten, Herr, haben in dieser Nacht mein Haus geplündert, wo werde ich nun ein Obdach finden, und wovon soll ich meine zwölf Kinder ernähren? Der Sultan antwortete ihr lachend: du mußt auch einen sehr harten Schlaf gehabt haben, daß du des Diebstahles nicht gewahr worden bist? Ich schlief allerdings, antwortete das freymüthige Weib, aber ich hoffte Herr, daß du für mich wachen würdest; denn Fürsten müssen für die Erhaltung ihrer Unterthanen wachen. Diese kühne und

seine Antwort gefiel dem Kaiser so sehr, daß er ihr zwanzig Goldstücke und Ersatz für ihren gehabten Verlust schenkte, ja sogar das Dorf, in welchem sie wohnte, auf viele Jahre für steuerfrey erklärte.

Milton.

Als Jakob II. noch Herzog von York war, kam er auf den Einfall, den berühmten Milton zu besuchen, der sich durch seine demokratischen Gesinnungen in Reden und Schriften, so wie durch sein verlornes Paradies im Auslande berühmt gemacht hat, und im Alter so unglücklich war das Gesicht zu verlieren. Nachdem sie einige Zeit mit einander gesprochen hatten, fragte der Herzog den Demokraten: glauben Sie nicht, daß der Verlust Ihres Gesichts eine Strafe für das ist, was Sie gegen meinen Vater, Karl I, geschrieben haben? Wenn Ew. Hoheit, antwortete der unsterbliche Barde, glauben, daß die Trübsale, welche uns begegnen, ein Beweis von dem Zorne des Himmels sind, was denken Sie dann von dem Schicksale Ihres

Herrn Vaters? Nach Ihrer Meynung muß des Himmels Zorn gegen ihn noch weit größer gewesen seyn, als gegen mich; denn ich habe nur meine Augen verloren, er aber seinen Kopf.

Menzikoff.

Der Fürst Menzikoff kommandirte ein russisches Heer, bey welchem sich durch seine Nachlässigkeit sehr grobe Mißbräuche eingeschlichen hatten. Ein deutscher Officier, welcher über diese Unordnung aufgebracht war, benachrichtigte Petern I. davon; welcher seinem Liebling sehr hart begegnete. Menzikoff gab sich so viele Mühe, daß es ihm gelang seinen Ankläger ausfindig zu machen, dem er dann folgendes sagte: „Sie müssen ein sehr schätzbarer Mann seyn, daß Sie sich lieber meiner Rache aussetzen, als den Czaar über eine Sache, die ihn anging, in Unwissenheit lassen wollten. Seyn Sie mein Freund; gehen Sie mir mit Ihren Einsichten an die Hand, und nehmen Sie dieses (er reichte ihm 2000 Dukaten) als ein Zeichen meiner Achtung gegen Sie an!" —

Johann, Churfürst von Sachsen.

Dieser Fürst zeichnete sich unter den Fürsten seiner Zeit nicht allein als einen furchtlosen Vertheidiger der Gewissensfreyheit, sondern auch als einen sehr sorgfältigen Vater in der Kinderzucht aus. Einst wollte ihm einer seiner Minister rathen, er sollte aus seinen Prinzen keine Studenten und Schreiber machen, sondern sie in allerhand ritterlichen Uebungen unterrichten lassen; allein der Churfürst gab ihm die denkwürdige Antwort: es lernt sich wohl von selbst, wie man seine zwey Beine über ein Pferd hängen, des Feindes und wilder Thiere sich erwehren, oder einen Hasen fangen soll, daher können solches auch meine Reitjungen. Aber wie man vernünftig leben, geschickt regieren, und Land und Leuten rühmlich vorstehen soll, dazu brauchen wir gelehrte Leute und gute Bücher, nächst Gottes Geist und Gnaden.

Darius.

Darius, der letzte persische König, welcher von Alexander überwunden, und seines Reiches beraubt worden, äusserte in dem großen Unglück, das ihn betroffen hatte, Gesinnungen eines sehr edlen Herzens. Als man ihm erzählt hatte, wie großmüthig sich Alexander gegen die gefangene Königinn und die Prinzessinnen bezeigt, streckte Darius seine Hände gen Himmel, und that folgendes Gebeth: „Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige! helfet mir den persischen Staat wieder aufrichten, damit ich dem Alexander die Wohlthaten vergelten könne, die er bey meinem Unglück denen, die mir am liebsten sind, erwiesen hat. Sollte aber in der allgemeinen Veränderlichkeit der Dinge die Zeit gekommen seyn, daß sich das Reich der Perser endigen soll; so lasset wenigstens keinen andern Menschen den Thron des Cyrus besteigen, als den Alexander."

Kaiser Siegmund.

Georgius Fiscellus, beyder Rechte Doktor, hatte vom Kaiser Siegmund einen Adelsbrief und Freyheit geschenkt bekommen. Einst kam er nach Basel, wo eine Versammlung in Angelegenheiten des deutschen Reichs gehalten ward, und als er sich in den Saal begeben hatte, wo die Berathschlagungen angestellt wurden, wußte er nicht, ob er sich unter die Doktores oder auf die Ritterbank setzen sollte. Endlich entschied er sich für die adeliche Bank. Kaum hatte der Kaiser das bemerkt, als er sagte: „Ihr thut unweislich, daß Ihr den Ritterstand den Gelehrten vorziehet; wisset Ihr nicht, daß ich an einem Tage Tausend adeln und zu Rittern schlagen kann? aber in tausend Jahren würde ich nicht einen einzigen Gelehrten machen können.

Pope, der englische Dichter.

Pope wollte einen Gelehrten besuchen, fand aber seine Thüre verschlossen. Er klopfte anfangs leise und zuletzt, da der Gelehrte nicht hören wollte, ungestüm. Dieser arbeitete sich endlich scheltend aus seinen Papieren und Büchern heraus, um den Klopfenden hinein zu lassen. „Was ist das für ein erschrecklicher Lärm? rief er. Zwischen Euch und einem Esel ist ja kaum noch ein Unterschied.“ — „Kaum noch, antwortete Pope gelassen, bloß die Thüre.

Young.

Der berühmte Dichter Young, welcher zur Zeit Georgs II. lebte, fuhr einst mit mehrern Damen spazieren. Er blies bey dieser Gelegenheit, wie gewöhnlich meisterhaft die Flöte. Nach einiger Zeit eilten von allen Seiten des Flusses mehrere Kähne und Gondeln dem Fahrzeuge unsers Dichters entgegen. Young, dem das viele Geräusch zuwider war, stellte sein Blasen ein. Sogleich schrie ein junger Officier aus vollem Halse: er möchte weiter fortblasen, sonst würde er ihn sammt seiner Flöte in das Wasser werfen. Die ängstlichen Damen wurden besorgt, und bathen ihren Freund, dem Verlangen des Officiers nachzugeben, welches er auch that. Aber seit diesem unangenehmen Auftritte gab er sich Mühe, den Nahmen und die Wohnung jenes unbescheidenen jungen Mannes auszuforschen,

Als er seinen Zweck erreicht hatte, ging er zu ihm und forderte ihn auf Pistolen. Beyde erschienen und ausser ihnen niemand. Der Officier nahm die Pistole in die Hand, und in dem Augenblicke ging Young auf ihn los, setzte ihm seinen unterm Mantel verborgenen Degen auf die Brust, und befahl ihm zu tanzen. Der erschrockne Officier leistete dem Dichter in der größten Verwirrung Folgsamkeit, welcher hierauf ausrief: gestern musicirte ich und heute tanzen Sie, und nun — schießen Sie! — Allein beyde versöhnten sich.

Jakob Guier.

Jakob Guier von Strometschweil, auch Kleinjogg genannt, ist ein Schweizerischer Bauer, ein trefflicher Mann, ein Muster für alle seines Standes, vorzüglich für Aeltern; auch unter dem Nahmen: der philosophische Bauer, bekannt. Er war der einzige Weinschenke im Dorfe; um seiner Kinder willen schränkte er aber dieß Gewerbe ein, daß sie nicht zum Müssiggang, zur Unmässigkeit und zu andern Lastern verdorben würden; und bald gab er es gänzlich auf, ob er gleich einen beträchtlichen Nutzen davon hatte. Als Vater hält er die Aufmerksamkeit auf die Erziehung seiner Kinder für seine heiligste Pflicht. Er sieht seine Kinder als Geschenke Gottes an, denen er zur wahren Glückseligkeit den Weg bahnen soll, und welche um Rache über ihn zum Himmel schreyen würden, wenn er sie auf Abwege führ-

te. Sein Grundsatz ist, sorgfältig zu verhüten, daß keine bösen Begriffe und ausschweifende Begierden in den zarten Gemüthern entstehen. Er läßt sie deßwegen niemahls aus den Augen; sie müssen ihn, so viel möglich, bey allen seinen Arbeiten begleiten, und nach ihren Kräften daran Theil nehmen. Er sucht sie auf diese Weise an seine angenommene Lebensart und Sitte zu gewöhnen, und ihnen eine wahre Zufriedenheit beyzubringen, die er für das einzige Mittel zur Glückseligkeit ansieht. Von Gesellschaften, wo sie verdorben werden können, hält er sie entfernt. Gehorsam, Tugend und Fleiß sind die Mittel, wodurch sie seine Liebe gewinnen. Er sieht bey ihrer Erziehung besonders darauf, sie gleichgültig gegen alle Weichlichkeit, Bequemlichkeit und gegen Wohlleben zu machen. Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit sind die Tugenden, die er seinen jungen und alten Hausgenossen heilig und über alles werth zu machen trachtet. Sein ganzes Bestreben geht dahin, daß seine Familie bey seinen Lebzeiten und nach seinem Tode in Zufriedenheit, Eintracht und Liebe mit einander lebe — und er geht ihnen stets in der Ausübung aller dieser Tugenden mit seinem Beyspiele vor. Alle Kleiderpracht und

Unmäßigkeit ist von seiner Haushaltung fern. Er sieht zu, daß alle Nothwendigkeiten zur Nahrung und Kleidung auf seinen Gütern wachsen, und die Kleider von seinen Hausgenossen verfertigt werden.

Da es in allen seinen Einrichtungen der erste Grundsatz ist, immer den nächsten Weg zu gehen, so herrscht in seinem Hause die beste Ordnung. Jedes Geräthe hat in der Nähe, wo es erfordert wird, seinen Platz. Liebe und Fröhlichkeit von allem Zwange befreyt, herrschet darin.

Jeder, der das Haus betritt, muß dieses aus den offenen fröhlichen Gesichtern sehen. Da Kleinjogg seinen Grundsätzen immer getreu bleibt; so belohnt auch Gott seine Treue mit vielem Segen. Noch niemahls habe ich, sagt sein Freund Hirzel, die gesegneten Folgen eines vernünftigen Planes so einleuchtend gesehen, wie bey diesem Bauer. Alle Kinder seiner Haushaltung, seine eigenen sowohl als seines Bruders Kinder, sind wohl gerathen; alle sind gesund, stark und arbeitsam, alle vernünftig und die Arbeit ist allen ohne Unterschied zum Vergnügen geworden. Es gehört mit zu seinen sonntäglichen Beschäftigungen, daß er mit seinen Kindern von den gewöhn-

lichen ausschweifenden Freuden der Jugend spricht. Er zeigt ihnen die Thorheit solcher Belustigungen, und erzählt ihnen Exempel von jungen Leuten, die dadurch in Liederlichkeit, Schulden, Betrügerey und Gewissensunruhe gerathen sind, bis sie mit Leib und Seele zu Grunde gingen. Die Vorsichtigkeit und Treue, mit welcher Kleinjogg in jeder Verbindung seine Pflichten vollbringt, gibt ihm das wahre Glück des Lebens, die Zufriedenheit der Seele, die ihn über alle Wünsche erhebt, und in ihm bey allen Vorfällen des Lebens, eine Gleichmüthigkeit wirkt, die auch der Anblick des Todes nicht aus ihrem Gleichgewichte bringen kann. Sein gesunder und durch Nachdenken geschärfter Verstand, seine warme Menschenliebe, sein Patriotismus und die beständige Harmonie seiner Grundsätze, Worte und Thaten machen ihn allen Kennern des Sittlichschönen sehr lieb und werth. Sein zur Freundschaft und zur äussern Gefälligkeit gegen seine Freunde geneigtes Herz hat ihm auch viele Freunde erworben. Unter den würdigsten, gelehrtesten und angesehnsten Männern in der Schweiz hat er Verehrer und Freunde. Der vorsichtige, gutgesinnte Menschenkenner, Prinz Ludwig Eugen von Wirtemberg, umarmte ihn,

da er ihn zum ersten Mahle im Schinznacher Bade sah, mit gerührter Seele, und sagte: Es freut mich, dich zu sehen, Kleinjogg, nachdem ich so viel Gutes von dir gehört habe. — Mich freuet es auch, Euch zu sehen, Herr Prinz, antwortete dieser mit einem Auge voll inniger Zufriedenheit. Es ist gar zu schön, wenn große Herren zu uns armen Bauern herunter steigen. — Ich steige nicht zu dir herunter, ich steige zu dir hinauf, erwiederte der großmüthige Prinz; du bist besser, als ich. Thränen zitterten bey dieser Rede dem Menschenfreunde in den Augen. Das Gespräch, das Kleinjogg mit dem Prinzen führte, und die Antworten, die er demselben gab, zeugen so sehr von seinem edlen Herzen. Er sprach mit einer Freymüthigkeit uud Gegenwart des Geistes, als wäre er bey einem seines Gleichen. Der Fürst erstaunte darüber, und rief aus: Himmlisch wahr ist, was du sagst, und eben deßwegen verehre und liebe ich dich, weil du der Mann, der du seyn sollst, wirklich bist, und deine Pflicht mit so vieler Treue erfüllest. Wollte Gott, ich könnte es mit gleicher Zuversicht von mir sagen! Bey diesen Worten umarmte er ihn von neuem. Die ganze in Schinznach versammelte helvetische Gesellschaft, deren

Mitglieder die besten Patrioten und nützlichsten Gelehrten sind, bezeigten ihm gleichfalls immer größere Hochachtung und Liebe. Ueberhäuft von Segnungen, ging der philosophische Bauer nach Hause zurück. Er hat freylich auch Neider und Feinde, die ihn verleumden und ihm zu schaden suchen. Aber er bleibt ruhig, geht seinen geraden Weg fort, und beschämt seine Feinde durch Edelmuth. Er sagt ihnen in der natürlichsten Herzenssprache die reine Wahrheit, und ist übrigens mit einem Enthusiasmus bereit, sie durch Freundschaft und Gefälligkeiten zu besänftigen.

Leopold von Braunschweig.

Prinz Maximilian Julius Leopold, der Sprößling von Braunschweigs blühendstem Fürstenstande, der Menschenfreund, übte Gerechtigkeit und Güte gegen seinen Nebenmenschen in ihrem ganzen Umfange und aus allen Kräften; oft mit Aufopferung und Verleugnung Seiner Selbst, bis an das Ende der Lebenstage: dennoch glaubte er immer noch zu wenig für Andere gethan zu haben; denn seine einzige Leidenschaft war Menschenliebe, und diese beherrschte ihn so, daß alle andere Neigungen davon gleichsam verschlungen wurden; diese auszuüben, war ihm das höchste Vergnügen, das er kannte; und diese immer thätiger zu machen, die höchste Glückseligkeit, die er sich denken konnte. Als Knabe bat er oft bey strenger Kälte seine Erzieherinn, der Schildwache unter seinem Fenster etwas geben zu

dürfen: Ach, sagte er, den armen Soldaten frieret wohl! Er hohlte armen Kindern, die barfuß in erbärmlicher Kleidung im schlechten Wetter gingen, Kleidungsstücke aus seiner Garderobe. Noch selbst ein Jüngling, ließ er dürftige und verlassene Kinder von seinem eben nicht reichlichen Taschengelde unterrichten, und sie mußten ihm von Zeit zu Zeit Zeugnisse von ihren Lehrern bringen; er konnte sich über nichts mehr freuen, als wenn ihm Kinder mit Büchern begegneten; ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, und entließ sie mit Beweisen der Liebe und Ermunterung zum Fleiße. Mit zunehmenden Jahren zeigte er sich immer mehr als einen aufgeklärten, warmen und stets thätigen Menschenfreund. Sein einziger und edelster Stolz bestand darin, nicht bloß vornehmer, sondern auch besser zu seyn, als Andere. Er sah die Vorzüge seiner Geburt gleichsam als Sterne an, die ihm auf seinem Lebenswege leuchteten. Er hielt sie für Aufforderungen, für Verbindlichkeiten, immer vorzüglicher am Geist und Herzen zu werden. Sein eifriges und beständiges Streben war, nur dem Urbilde der Vollkommenheit, der Quelle alles Guten ähnlich und in der Menschenliebe immer thätiger zu werden. Er rang nur nach

wahren Vorzügen, und ehrte die Menschheit, Verdienst und Alter in einem Grade, den man nur selten findet.

Sein eigentlicher Beruf als Kriegsmann gab ihm manche neue Gelegenheit, Menschenliebe, Gerechtigkeit und Güte thätig zu beweisen: Er war Pfleger, Freund und Vater im Kriegsstande. Für die Wohlfahrt seines Regiments, das ihm Friedrich der Große anvertraut hatte, sorgte er unablässig. Er that es mit einer Geschäftigkeit, Aufopferung und Heiterkeit, die allen Kriegs-Obern und Befehlshabern zum Muster zu empfehlen sind. Der Kranken in seinem Regimente nahm er sich väterlich an; oft nahm er, wenn sie oder die Ihrigen ausser dem Regimentsarzte sich noch einen andern wünschten, denselben für sie an, belohnte ihn, und bezahlte die Arzeneyen. Manchem wackern Vaterlandsvertheidiger, dem ein großer Theil seiner Tage in blutigen Schlachten und sauren Feldzügen verflossen war, den empfangene Wunden, geschwächte Gesundheit, und das im treuen Dienste erlangte Alter dazu nicht länger fähig machten, verschaffte er einen ruhigen und heitern Abend des Lebens. Angehende Officiere seines Regiments ließ er in den nöthigen Kenntnissen unterweisen: un-

ter den Fahnenjunkern gab es viele, als er sein Regiment erhielt, die so gar nicht erträglich schreiben konnten; um sie zum Fleiße zu ermuntern, war er selbst dabey zugegen; und damit sich keiner schämen möchte, (wie denn einige eine Art von Schande darin zu finden glaubten,) richtig und gut schreiben zu lernen, setzte er sich mitten unter sie, schrieb alles mit, was ihnen vom Lehrer dictirt wurde, und war der Erste, der demselben sein Papier zur Durchsicht und Verbesserung vorlegte.

So handelte ein Prinz, in dessen Macht es stand, militärisch zu verfahren, der nur hätte befehlen und strafen dürfen.

Das unvergeßlichste Denkmahl der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit gegen sein Regiment, ist die vortreffliche Schulanstalt, die er in Frankfurt an der Oder für dasselbe stiftete. Er ließ ein ganz neues und zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, worinn auch für die Wohnung zweyer Lehrer gesorgt war, aufbauen, welches ihn über 4000 Thaler kostete und suchte vorzüglich die Lehrer bey ihrem beschwerlichem Geschäfte auf alle mögliche Weise aufzuheitern. Er bekümmerte sich um die beste Einrichtung des Unterrichts, las darü=

ber nach, und fragte Sachkundige um Rath; er besuchte oft und unerwartet die Schule und theilte jährlich mehrmahls Belohnungen aus. Welche Vorwürfe, schrieb er einst an den verewigten Jerusalem, seinem alten Lehrer zu Braunschweig, hätte ich mir machen müssen, wenn alle die Kinder (es waren deren 500) durch meine Nachläßigkeit in ihrer Unwissenheit geblieben wären!

Als er einst zwey Kinder, die durch seine Fürsprache in das Waisenhaus zu Braunschweig aufgenommen wurden, von Frankfurt dahin schickte, ging er Morgens selbst um 5 Uhr, bey einer sehr rauhen Witterung, zum Fuhrmann, und sahe nach, ob sie auch vor dem Wetter hinlänglich verwahret wären. Als er dieß nicht fand, hängte er ihnen seinen eignen Ueberrock um, sah sie erst abfahren, und ging dann im Regen nach Hause. Bey seinem letzten Aufenthalte in Braunschweig ging er selbst ins Waisenhaus, ließ die Kinder, deren Nahmen er genau behalten hatte, rufen, erkundigte sich nach ihrem Betragen und ermahnte sie, fleißig und gut zu seyn, mit dem Versprechen, daß er weiter für sie sorgen wolle. Auch gegen seine Untergebenen war er auf eine einnehmende Art gerecht, gütig und herablassend.

Mußte er ihnen eine Beschwerlichkeit auflegen, so theilte er sie mit ihnen, um sie und sich selbst von der Erträglichkeit derselben zu überführen. So flammte überall und gegen Jedermann in dem Herzen des Edelsten der Fürsten die reinste und zärtlichste Menschenliebe. Am liebsten half er zu solchen Absichten, die ins Allgemeine gingen. Er hatte für jede Art der Noth ein weiches Herz, und gerührt werden und zu Hülfe eilen war bey ihm eines. Jedermann hatte freyen Zutritt bey ihm. Er sprach mit Jedem und hörte die kleinsten Umstände der Klagenden mit bewundernswerther Geduld an. Den Meisten, die seine Hülfe suchten, half er; viele, denen er nicht helfen konnte, wurden durch die liebreiche Art, mit welcher er zu ihnen sprach, getröstet; Tausende in Braunschweig und Frankfurt sind davon Zeugen. Manchen der fähigen Jünglinge, die sich den Wissenschaften und Künsten widmeten, unterstützte er auf den Schulen, Akademien und Reisen. So war bey weitem nicht Geldhülfe das, wodurch er seine Menschenliebe bewies, obgleich nur die festgesetzten Gelder, welche er in Frankfurt an bestimmte Arme monatlich austheilen ließ, 240 Thaler, und also jährlich fast 3000 Thaler betrugen. Um

sich von dem Elende der Leidenden desto näher zu überzeugen, und dasselbe desto gewisser erleichtern zu können, erforschte er es selbst. Bey seinen lebhaften Gefühlen der Menschlichkeit empfand er auch immer herzliche Mitfreude über alles Gute, das er an andern erkannte, und das andere gewirkt hatten. Er selbst kannte kein größeres Vergnügen, als dasjenige, welches Helfen und Wohlthun gewährt. Sein Eifer, überall zu helfen, wo zu helfen war, hatte sich in hundert Fällen offenbart; mehrere Mahle hatte er schon bey Feuers- und Wassersgefahren weise Entschlossenheit und unbegränzte Menschenliebe zu erkennen geben. Von Menschenliebe floßen Herz und Mund über. Am 9ten Januar 1776, im 24ten Jahre seines Alters begleitete ihn sein vieljähriger Lehrer Jerusalem von Braunschweig nach Potsdam, wo der Prinz das ihm vom König ertheilte Regiment übernehmen sollte. —

Um Mitternacht fuhren Sie ab, und der Prinz war Anfangs in tiefen Gedanken versunken. Sein Begleiter rechnete dieß der Trennung von seinen Aeltern und Freunden, oder der Ermüdung vom Abschied nehmen zu. Denn der Prinz hatte aus Dankbarkeit von allen seinen Lehrern und Freunden persönlich Ab-

schied genommen. Fast nach zwey Stunden unterbrach er aber das Stillschweigen auf einmahl sehr lebhaft, ungefähr in folgenden Ausdrücken: „Ich habe mich diese Zeit über genau besonnen, ob wohl jemand in Braunschweig zurückgeblieben seyn möchte, der von mir beleidigt und mißvergnügt seyn könnte. Hieran ist mir gewiß viel gelegen, mich darauf zu besinnen; und wenn Sie mir darin helfen können, so werden Sie mir den besten und wesentlichsten Dienst erweisen. — So wie ich jetzt aus meines Vaters Hause gegangen bin, so will ich mit Gottes Hülfe dereinst aus der Welt gehen. Beyde Abreisen haben viel Aehnlichkeit alsdann mit einander, wenigstens für mich; wenn ich werde überzeugt seyn können, daß ich keinen Menschen beleidigt und unversöhnt, und so viel mir in meinem Leben nur möglich seyn wird, hülflos zurückgelassen habe. — Wie ruhig werde ich alsdann nicht dem Eintritt in die Ewigkeit, so wie jetzt dem Schritte zu meinem Berufe dieses Lebens entgegen gehen können! — Der Gedanke, jemanden in meinem Leben wesentlich zu helfen, und, wo möglich, desselben Leben zu retten, liegt mir von jeher immer im Sinne. Noch ist mir solch eine Gelegen-

heit niemahls vorgekommen, ob ich gleich solche herzlich wünsche; und glauben Sie mir, daß ich sie längst gesucht habe. — Freylich gehört hierzu auch Glück; aber selten mißlingt auch ein solcher Versuch. Ich habe noch wenig Menschen kennen gelernt, die sich dieser Beruhigung rühmen können; aber gewiß liegt es nur an der Gelegenheit. Wie beruhigend muß die Erinnerung einer solchen gut benützten Gelegenheit nicht seyn, zumahl bey der Abreise aus dieser Welt! Nicht eher, als bis ich diesen Wunsch erfüllt habe, möchte ich gern sterben, dann aber gern! — „Und ach! seines Herzens heissester Wunsch wurde erfüllt. Er endete seine ehrenvolle Laufbahn so rühmlich, als er sie begonnen, indem er seinen Tod (am 27ten April 1785) in den überströmenden Fluthen der Oder fand, aus welcher er die hülflosen Einwohner der Dom-Vorstadt zu Frankfurt von dem Schreckenvollsten Untergange retten wollte. Um ihn klagten Wittwen und Waisen, denen er Retter, Versorger und Vater war; um ihn klagte die gesammte Menschheit, der er zur Ehre lebte. Schon einige Jahre zuvor (1780) verdankten es die Frankfurter bey der Wasser-

Staatliche Bibliothek Bamberg

fluth, nächst Gott, seinem unermüdeten Eifer, daß die Vaterstadt nicht überschwemmt wurde. Er war die ganze Nacht auf dem Damme, der durchbrechen wollte, und arbeitete gemeinschaftlich mit seinen Soldaten, den Durchbruch zu verhindern. Aber nicht aus rascher Unbedachtsamkeit verlor der Menschenfreund sein Leben: sondern ungeachtet der bedachtsamsten Sorgfalt.

Am Morgen seines Todestages zeigte er eine ungewöhnliche Ruhe des Geistes. Dieß befremdete seine Bedienten, da die Gefahr der Wasserfluth sich immer vergrößerte, und viele Einwohner der Vorstadt schon in der höchsten Noth waren. Als daher einer derselben sagte: „So ruhig habe ich Ew. Durchlaucht noch nie gesehen:' antwortete er: „Man muß ruhig seyn, und alles wohl überlegen, wenn Gefahr da ist." Denen, die ihn durch Bitten von seinem Vorhaben abhalten wollten, rief er nicht lange vorher, ehe er den Kahn bestieg, die goldenen Worte zu: W a s b i n i ch m e h r, a l s i h r? i ch b i n e i n M e n s ch, w i e i h r, u n d h i e r k ö m m t e s n u r a u f M e n s ch e n r e t t u n g a n.

[library stamp, illegible]

So starb noch keiner, Sterbliche! keiner noch
Starb so von euren Fürsten, wie Leopold!
Ihn übertrifft nur Einer, Er nur,
Der an dem Kreuze für Sünder blutet.

Eulog Schneider.

Karl der Große.

Die richtende Nachwelt verehrt ihn als einen Eroberer, der nicht bloß die Erde verwüstet, sondern das Glück seiner neuen Unterthanen mit wahrer Regentenweisheit befördert hat; als einen Helden, der seinen eigenen Ruhm mit dem Wohl seiner Mitmenschen zu vereinbaren suchte. Sein häusliches Leben ist in gewisser Hinsicht eben so interessant, als seine politische Existenz. Er war als Privatmann eben so liebenswürdig, als groß in Verwaltung der Staatsgeschäfte. Das ist der wahre Probierstein des großen Mannes: Wenn ihn Humanität ins bürgerliche Leben, Freundlichkeit und Güte in sein Haus begleitet, während Thätigkeit und Genie seine politischen Geschäfte schlichten, dann hat sein Charakter jenen Anstrich von Festigkeit und Vollendung, welche den Mann be-

zeichnen. Karl war ein eben so gütiger Vater, als zärtlicher Gatte und großmüthiger Freund. Sein inneres Hauswesen war ein Muster der Sparsamkeit, seine Person ein seltnes Beyspiel der Simplicität und Größe. Das Allerzweckloseste war ihm die Kleiderpracht des männlichen Geschlechtes, das nach seinen Ideen von Mannheit und männlicher Würde über dergleichen Nebendinge erhaben seyn sollte. So bemerkte er einst zu seinem großen Verdruße, daß einige von seinem Adel bey einer gewissen Gelegenheit viel prächtiger gekleidet waren, als es der Wohlstand verlangte, und sagte mit Unwillen: „Schämt Euch! Ihr nennt Euch Männer, lernt Euch kleiden, wie Männer. Sucht Euern Rang nicht durch die Pracht Eurer Gewänder zu erhöhen! Die Welt wird Eure Verdienste nicht nach dem äußern Prunk beurtheilen, der Euch umgiebt. Ueberlaßt Seide und Putz den Weibern, oder spart ihn wenigstens für die Tage der Feyer, wo man die Kleider zur Schau und nicht des Gebrauchs wegen trägt."

Bey dergleichen feyerlichen Gelegenheiten zeigte er sich selbst in aller Pracht der Majestät, und scheute zur Vergrößerung des kaiserlichen Ansehens keinen Aufwand; aber gewöhn-

lich war seine Kleidung einfach, und seine Tafel frugal. — Er hatte sich gewisse Stunden des Tages festgesetzt, die er dem Studieren widmete. Seine Liebe zu den Wissenschaften, und vorzüglich seine Neigung zur vaterländischen Dichtkunst, war so groß, daß er sich in Krieg und Frieden mit gleichem Eifer damit beschäftigte, und bey seinen unaufhörlichen Kriegszügen, bey der fortdauernden Aufmerksamkeit auf die Regierungsgeschäfte, hinlängliche Zeit und Muße übrig behielt, die altfränkischen Gedichte und historischen Balladen zu sammeln.

Er schätzte die Gelehrten, liebte ihren Umgang und zog sie aus allen Theilen Europas an sich. Er hatte selbst eine Art Gelehrten-Akademie gestiftet, in die er sich als Mitglied aufnehmen ließ. — Auch die Schulen, ein wichtiges Bedürfniß aller Zeiten, ein würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit jedes Regenten — behaupteten einen Platz in den Planen seiner landesväterlichen Fürsorge.

Gonzalvo Davila.

Gonzalvo war der Sohn des Gouverneurs von Panama, Petro Davila, und hatte das Unglück, bey einem Gefechte den Wilden in die Hände zu fallen; allein er wurde auf Vorbitten Las-Casas, und gegen das feyerliche Versprechen den Spaniern den Aufenthalt der Indianer nicht zu verrathen, wieder in Freyheit gesetzt. Bey seiner Zurückkunft zu seinem Vater drang man von allen Seiten in ihn, eidbrüchig und treulos zu werden; allein der edle Jüngling, durch Las-Casas von der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens überzeugt, bewahrte sein Geheimniß selbst gegen die Zudringlichkeit seines Vaters, der bald Versprechungen, bald Drohungen anwandte, es ihm zu entreißen, und wählte am Ende zwischen Treulosigkeit und Fortdauer der väterlichen Liebe auf der einen, und

Rechtschaffenheit und Verbannung auf der andern Seite freywillig das letztere. Er flüchtete nach Hispaniola, wo er seinen ehrwürdigen Freund wieder fand, dem er sich in seinem hülflosen Alter zum Gesellschafter und Pfleger anbot, und trennte sich in Zukunft nie wieder von ihm.

Las-Casas.

Folgende Scene aus dem gemeinnützigen Leben dieses edlen Mannes, der als Vater eines verlassenen und unterdrückten Volkes, als ein Freund ächter Duldung und Humanität sich ein bleibendes Denkmahl in den Herzen aller Menschenfreunde gesetzt hat, — ist es würdig, vor allen andern aufbewahrt und verewigt zu werden, da sie das hellste Licht über seinen liebenswürdigen Charakter verbreitet und jedem Gefühlvollen die reinste Hochachtung abdringt.

Bey seiner Ankunft auf der Insel Hispaniola (vor ihrer Entdeckung von den Spaniern Hayti genannt) erhielt Pizarro die Nachricht, daß Las-Casas an einer tödtlichen Krankheit darnieder liege. Er eilte sogleich hin zu dem verehrten Greise, und fand Gon-

zalvo Davila bey ihm, der seiner mit dem zärtlichsten Eifer eines Sohnes pflegte.

Der Greis fühlte sich bey Pizarros Anblick mit neuem Leben durchdrungen, ein Strahl der Freude erleuchtete sein Antlitz, auf welchem der Schmerz und das Alter tiefe Furchen eingegraben hatten. Freundlich reichte er ihm seine Hand und sagte: Bald werde ich bey Gott seyn, Ritter! bey Gott, der uns alle schuf, um uns wechselseitig zu lieben und uns in den Drangsalen des Lebens brüderlich beyzustehen. Seht, Ritter, wie lächelnd und freundlich das Bild des Todes demjenigen erscheint, der im Bewußtseyn seiner Unschuld zu sich selbst sagen kann: „ich habe nie einem Menschen Seufzer uud Thränen ausgepreßt.“ Seht, mit welcher Zuversicht mein Auge bevor es sich schließt, gen Himmel sich wendet, mit welchem Vertrauen meine Arme sich ausstrecken, nach meinem Vater dort oben. Er hört meine letzten Seufzer und denkt: er war wohl schwach, aber nicht böse, in seinem Busen schlägt ein empfindsames Herz. Nimmer sahen diese Augen die Thränen der Elenden, ohne selbst mit zu weinen; diese Hände, die er nach mit ausbreitet, auch dem Unglücklichen breitete er sie entgegen, um ihm zu hel-

sen. Ich will ihm vergelten, wie er seinen Brüdern gethan hat. — Ach! Pizarro, ich wünsche euch einst einen Tod, sanft, wie der meinige seyn wird. Sucht ihn zu verdienen durch Gerechtigkeit und Menschlichkeit!

Der rührende Ton seiner Stimme, der Ausdruck ächter Frömmigkeit und reinen menschlichen Gefühls, der seine Worte belebte, der matte verlöschende Blick des brechenden Auges, der sie begleitete, erschütterte die Seele des rauhen Pizarro, der sonst nicht leicht zu rühren war, er drückte Las-Casas Hand fest in der seinigen und sagte: „O, mein Vater! lebt, um Augenzeuge davon zu seyn, daß ich nach eurem erhabenen Beyspiele handeln werde"

Las-Casas erkundigte sich hierauf nach Alonzo, einem jungen Spanier, der mit den Eroberern der neuen Welt nach Indien übergeschifft war, und erfuhr, daß er Pizarros Fahne verlassen habe, und zu den Wilden übergegangen sey; der Greis lobte seinen Entschluß, sagte noch manches über das unmenschliche Verfahren der Spanier gegen die hülflosen Indianer, und sprach mit steigender Heftigkeit und verstärkter Theilnahme von den gekränkten Rechten der Menschheit, von der Verantwor-

tung, die jene europäischen Tyrannen auf ihr Gewissen häuften, und von der Pflicht jedes Redlichgesinnten, die Sache der Menschheit zu vertheidigen.

Während dieser lebhaften Unterredung war die Nacht hereingebrochen. Alles schlief, kein Laut in der ganzen Schöpfung, ausser dem Getöse der Wellen, die sich mit eintönigem Murmeln am Gestade brachen: da hörte man ein leises Klopfen an der Pforte des Einsiedlers. Der junge Davila stand auf, ging nach der Thür und kam beunruhigt zurück: er neigte sich leise über Las-Casas Bette, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern.

„Laß ihn kommen, sagte der Greis, Pizarro denkt edel, und es wäre Beleidigung ein Mißtrauen in den Ritter zu setzen. Ritter, fuhr er fort, indem er sich gegen Pizarro wandte, ihr werdet einen Kaziken kennen lernen, der sich vor ungefähr 10 Jahren in die Gebirge dieser Insel zurückgezogen hat, und sich hier durch Tapferkeit und beyspiellose Güte auszeichnet: der Schlupfwinkel, den er in jener Wildniß gefunden, ist durchaus unzugänglich, und deßhalb ein sicherer Zufluchtsort für alle Insulaner, die ihren Tyrannen entrinnen. Er hat dreyhundert muthvolle Män-

ner um sich versammelt, und weiß sie in den Schranken einer gesetzmäßigen Vertheidigung zu erhalten. Wachsam, thätig, voll Eifer für die gerechte Sache, eben so klug als unerschrocken denkt er nur auf eigne Sicherheit, ohne jemahls einen Angriff wagen zu wollen.

Er sah es mit an, wie seine Freunde, seine Verwandten von den Spaniern niedergemetzelt, wie sein Vater und Großvater verbrannt wurden, und wenn ihm einer von den Henkern seiner Landsleute in die Hände fällt, so begnügt er sich damit, ihn zu entwaffnen, und schickt ihn wehrlos zurück. Selbst sein grausamster Feind darf, wenn er lebendig in seine Hände geräth, für sein Leben nicht zittern, immer wird er in ihm den Menschen erblicken. Er ist ein Christ und macht unserer Religion Ehre: ich hatte das Glück, ihn darin zu unterrichten, und er erinnert sich dessen mit dankbarer Ergebenheit; jetzt hat er von meiner Krankheit Nachricht erhalten und ihr seht selbst, welcher Gefahr er sich aussetzt, mich zu besuchen." —

Las-Casas hatte kaum aufgehört zu sprechen, als der junge Davila mit dem Kaziken zurückkam, den eine Indianerinn begleitete. Heinrich, so hieß der Amerikaner, stürzte sich

mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Theilnahme über Las=Casas Bett hin, küßte ihm zu wiederholtenmahlen mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit die Hände, und rief: „O mein Vater! mein Vater! so muß ich dich wieder sehen? — Ach, wie verlangte michs so sehnlich nach dir! — aber Vater! deine Hand glüht unter meinen Lippen! — deine Kinder, meine Freunde, zerrissen mein zärtliches Herz durch die Nachricht von deinen Leiden: ich konnte der ungestümmen Begierde, dich zu sehen, unmöglich widerstehen. Hätte man mich ergriffen, so weiß ich mein Schicksal; allein ich setzte mich dieser Gefahr gern aus, um meinen Vater noch einmahl umarmen zu können. Man sagt, fuhr der Wilde nach einer Pause fort, indem er sich aufrichtete, du leidest an einem Uebel, gegen das die Milch eines Weibes ein kräftiges Heilmittel sey. — Hier bringe ich dir meine Gattin; der Tod entriß ihr den Säugling, das Kind unsrer Liebe; sie netzte den Staub, der ihn deckt, mit ihren Thränen, und — jetzt ist sie ihrer Mutterpflichten entbunden — — Komm, liebes Weib! reiche unserm Vater die Brüste, daß er Gesundheit und Leben aus ihnen sauge!“ — —

Las = Casas richtete seinen Blick auf Pizarro und freute sich innig über den Eindruck, den die Gutherzigkeit des Kaziken auf das Herz des Ritters machte. Der junge Davila vergoß Thränen der Rührung, und die Indianerinn, ein Weib von ungewöhnlicher Schönheit und bezaubernder Anmuth, warf einen Blick voll Zärtlichkeit und Ehrfurcht auf den Greis und erwartete nur ein Wort aus seinem Munde, um ihm ihre Brüste zu reichen.

Durchdrungen von dieser himmlischen Güte, wollte Las = Casas die dargebothene Hülfsleistung ablehnen; allein der Kazike rief, entrüstet über seine Weigerung:

„Grausamer Mann! wenn du nun stirbst, sage, wer bleibt uns übrig zum Freunde und Beschützer? Du weißt es ja doch, daß du unser einziger Trost, unsre einzige Hoffnung bist. Wenn du uns liebst, wenn du Mitleid mit unserm Zustande hast, — wenn ich selbst dir theuer bin, so versage mir meine Bitte nicht, — mir, der ich mit Gefahr meines Kopfes mitten durch die Feinde hindurch zu dir vorgedrungen bin." Mit diesen Worten faßte er seine Gattin am Arme, führte sie an das Bette des Greises, und sagte:

„Lebe wohl, mein Vater, ich lasse dir das Liebste zurück, was ich besitze, und begehre diese meine Gattinn nicht eher wieder zu sehen, bis sie dir neue Lebenskraft eingeflößt, dich unsrer Liebe wieder geschenkt haben wird"

Jetzt ließ sich die schöne Indianerinn mit unwiderstehlicher Anmuth an dem Bette des Greises auf ihre Kniee nieder, indem sie die Bitte ihres Gatten mit einer Beredsamkeit unterstützte, die in dem Munde eines bescheidnen Weibes ins Innerste des Herzens eindringt.

„Warum willst du unser Bitten nicht statt finden lassen? sagte sie mit himmlischer Freundlichkeit. — Mann des Friedens und der Liebe! Bin ich nicht deine Tochter? Bist du nicht unser Vater? Mein Gatte sagte das oft, er gäbe mit Freuden sein Blut für dich hin, — ich biete dir meine Milch an, vielleicht das einzige Opfer, das ein schwaches Weib dir darbringen kann. — Verschmähe sie nicht! — Sauge neues Leben aus diesem Busen, der so oft vor freudiger Bewunderung klopfte, wenn ich von den Wundern deiner Güte erzählen hörte."

Der rührende, gutherzige Ton, in dem die Indianerinn bat, vermochte den edlen

Greis, ihre Bitte zu gewähren, und nur der Zärtlichkeit Heinrichs und dessen Gattinn verdankte die Welt das Glück, diesen Freund des menschlichen Geschlechts auf längere Zeit zu besitzen.

Marivaux und Fontenelle.

Marivaux ein berühmter französischer Schriftsteller hatte ungefähr vier tausend französische Pfunde jährlicher Einkünfte, mit welcher Summe er sich in einen eben so angenehmen, als gemächlichen Zustand hätte setzen können, wenn er weniger freygebig, weniger großmüthig, weniger empfindlich für Anderer Unglück gewesen wäre. Allein von dieser Summe widmete er seinen eigenen Bedürfnissen nur fünfzehn hundert Pfunde, den Ueberrest widmete er den Bedürfnissen Anderer. Sehr oft sah man ihn, um Leuten, die er kaum kannte, die entweder von unerbittlichen Schuldgläubigern verfolgt, oder sonst der Verzweiflung nahe waren, die Freyheit und das Leben zu erkaufen, das, was er zu seines Lebens Unterhalt unumgänglich brauchte, aufopfern. —

Er verbarg aber seine Gutthaten eben so sorgfältig, als Andern ihre Fehler, und verhehlte seine eigenen Bedürfnisse seinen Freunden. Fontenelle, sein Busenfreund, vernahm einst, daß er krank wäre, und da er seine ausserordentliche Gutherzigkeit und Freygebigkeit kannte, so besorgte er, daß er nun vielleicht selbst etwas Mangel leiden möchte. Er eilte sogleich zu ihm hin, begehrte mit ihm allein zu reden, und sagte mit einem zärtlichen Händedruck zu ihm: „Mein Freund! in dem Zustaude, in dem du dich jetzt befindest, kannst du sehr leicht etwas Geldes bedürfen. Freunde, wie wir sind, sollen nicht warten, bis man von ihnen etwas fordern muß; eine zärtliche Freundschaft soll die Bedürfnisse derer, die man liebt, errathen. Hier ist ein Beutel mit hundert Guineen, der zu deinen Diensten steht.“ — Ich sehe sie an, als hätte ich sie wirklich empfangen, mein Freund! versetzte Marivaux, mein Herz hat sich ihrer schon bedient, und ich gebe sie dir mit aller der Erkenntlichkeit wieder zurück, deren ein solcher Freundschaftsdienst würdig ist; Freunde, wie du bist, sollen solche Dienste ihren Freunden anerbieten; Freunde aber, wie ich bin, können sie ohne die äusserste Nothwen-

digkeit nicht annehmen, und ich habe meine Natur von Jugend auf gewöhnt, sich mit Wenigem zu begnügen. — Welch ein herrlicher Wettstreit von Großmuth und zärtlicher Freundschaft!

Marquis von Pombal.

Dieser große Mann, dem Portugal so viel zu verdanken hat, verband mit viel umfassenden Kenntnissen und den edelsten Gesinnungen für die Menschheit und den Staat einen rastlosen Eifer, beyden zu dienen, und eine seltne Klugheit, wodurch er immer glücklich genug war, über seine vielen Feinde zu siegen.

Eine der fürchterlichsten Naturbegebenheiten mußte noch mehr dazu beytragen, seinen Nahmen bey dem größten Theile der Nation geachtet und beliebt zu machen. Am ersten November des Jahres 1755 nemlich ereignete sich ganz unvermuthet jene schreckliche Erderschütterung, welche in einigen Stunden beynahe die ganze schöne, große, volkreiche Hauptstadt Portugalls in einen Schutthaufen verwandelte. Unbeschreiblich sind die Scenen des Elends und des Jammers, welche die

innigste Theilnahme des Menschenfreundes erregten, und selbst den Augen des Hartherzigen mitleidige Thränen entlockten. Nicht genug, daß alle Elemente Tod und Verderben überall verbreiteten, suchten selbst noch Bösewichter durch Raub und Mord und unerhörte Schandthaten das Maß des allgemeinen Elends zu füllen. Mußte nicht ein Mensch, der sich unter diesen Umständen den Bedrängten zum Freund und Helfer anbot, wie ein Engel angesehen werden, den die Gottheit den Armen zum Troste sendete? Dieser Mensch war Carvalho, (nachmahls Marquis von Pombal) Ohne sich um die Rettung seines Eigenthums zu bekümmern, hatte der thätige hülfreiche Mann seine Wohnung verlassen, und stürzte sich muthig in Schrecknisse und Todesgefahren. Ueberall, wo man Hülfe bedurfte, war er zugegen, ordnete an, rettete, tröstete. Mit kluger Wachsamkeit entdeckte er mehrere von jenen Bösewichtern, und ließ sie zum schaudernden Beyspiel mitten unter den Trümmern aufhängen. Selbst diejenigen, welche beym Raube nur als Hehler behülflich gewesen waren, wurden mit Todesstrafe belegt. In acht und vierzig Stunden hatte er keine Nahrungsmittel zu sich genommen, und seine Wohnung

nicht einmahl betreten, die auch, als wollte der vergeltende Richter seine edlen Anstrengungen belohnen, mitten unter den rauchenden Trümmern nachbarlicher Gebäude, unversehrt stehen blieb. Als die eigentliche Erschütterung vorüber war, zeigte sich nun die Noth und das Elend recht in seiner fürchterlichen Gestalt; Hunger, Krankheiten, schändliche Ausschweifungen, welche durch die Zerstörung der bisherigen Ordnung begünstigt wurden, drohten den Uebriggebliebenen die schrecklichste Zukunft; aber in desto glänzenderm Licht erschien der rastlos thätige, gewandte Geist des Carvalho. Seine Arbeiten begeisterten selbst den König, so daß er auf Anrathen seines Beschützers selbst mancherley Handleistungen verrichtete, um den Muth der Ermüdeten oder Trägen von neuem anzufeuern.

Um das zerstörte Lissabon nur einigermassen vor der Hand wieder herzustellen, waren große Summen nöthig, die nicht anders, als durch neue Auflagen herbeyzuschaffen waren. Er suchte bey dieser Gelegenheit den Engländern, die noch immer durch ihren Handel von Portugall einen ungeheuern Gewinn zogen, einigen Abbruch zu thun, und legte ei-

ne Abgabe von vier Procent auf alle ausländische Waaren; ja der König selbst trug auf Anrathen seines Günstlings inländische Produkte zu seiner Kleidung, welchem Beyspiele bald sehr viele Tausende nachfolgten, wodurch der Nation mehr als eine Million Crusaden zu nöthigern Einrichtungen übrig blieb.

Moses Mendelssohn.

Als Mensch war Mendelssohn eben so verehrungswürdig, wie als Gelehrter. In seiner Miene lag so viel Güte, Bescheidenheit und Wohlwollen, daß man ihn bald lieb gewinnen mußte. — Des Morgens stand er im Hause am früheſten auf, gemeiniglich um 4 oder 5 Uhr, kochte sich selbst seinen Kaffee, dachte, las und schrieb bis um 8, höchstens 9 Uhr: dann riefen ihn seine Geschäfte auf das Handlungs-Comptoir, wo er gewöhnlich bis 4 Uhr Nachmittags arbeitete. Wenn er von da nach Hause kam, fand er in seinem Zimmer gemeiniglich mehrere Einheimische und Fremde, die ihn erwarteten, und mit denen er sich dann bis 8 Uhr über verschiedene Gegenstände unterhielt. Er war sehr gesellschaftlich, und wußte sich jedermanns Zuneigung zu erwerben.

Am vergnügtesten brachte er die Abende im Kreise seiner Familie, etwa mit irgend einem Freunde, in leichten und angenehmen Gesprächen über gewöhnliche, sich täglich ereignende Vorfälle des Lebens zu. Auch erinnerte er sich dann gern an vergangene rührende und angenehme Scenen seines Lebens, die ihn in sanfte Empfindungen versetzten, mit denen er hernach ruhig einschlief. Daher verursachte ihm jeder Abendbesuch von Personen, die ihn zu einer Unterredung über philosophische Gegenstände nöthigten, wegen seiner körperlichen Schwäche eine schlaflose Nacht.

Wenn seine Familie und seine Freunde Abends vergnügt am Tische saßen, pflegte er sich in einer Nebenstube, die eine Glasthür hatte, auf sein Sofa zu setzen, wo er durch bloßes Zusehen an der Freude der Seinigen Theil nahm. Wenn dann zuweilen die Freude am Tische laut ward und allerley kleine Spiele und Scherze auf die Bahn gebracht wurden, so verschmähte er es nicht, sich wieder in diese gesellschaftliche frohe Unterhaltung zu mischen, und manche kleine Spiele des Witzes selbst mitzumachen, die durch seinen Beytritt gleichsam veredelt zu werden, und eine Art von Würde zu erhalten schienen; denn er

suchte alle Spiele solcher Art zu einer Uebung der Denkkraft zu erheben, worauf er alles, auch in dem gewöhnlichen Umgangsgespräche, hinzulenken wußte.

Wenn in den Abendunterhaltungen mit seinen Freunden das Gespräch zufällig auf philosophische oder andere ernsthafte Gegenstände hin gerathen wollte, pflegte er durch irgend eine schickliche Wendung auszubeugen.

So lenkte sich das Gespräch eines Abends auf die Ontologie (die Lehre von dem Wesen der Dinge) und man that darüber verschiedene Fragen an ihn. — „Es ist wahr," — fiel er ein — es ist etwas Vortreffliches um die Ontologie, vorzüglich, wenn sie einem ein gutes Nachtlager verschafft. Mir hat sie einmahl dazu verholfen, als ich schon darauf gefaßt war, die Nacht in meinem Wagen unter freyem Himmel zuzubringen." Und nun erzählte er seinen Freunden, deren Neugierde durch diese Antwort nicht wenig gereizt war, folgende Anekdote aus seinem Leben.

Mendelssohn war auf einer Reise. Eines Abends wurde er durch einen Umstand genöthigt, in einem kleinen Dorfe zu übernachten, das keinen Gasthof hatte. Das Wetter war sehr unfreundlich. Mendelssohn erfuhr,

daß ein Prediger im Dorfe wohne; er schickte zu diesem, und ließ sich bey ihm als einen Gelehrten aus Berlin anmelden, und um ein Nachtlager bitten. Der Prediger ließ sich willig finden, mochte sich aber doch einige Bedenklichkeit machen, als er hörte, daß der Gelehrte aus Berlin ein Jude sey.

Da Mendelssohn auf das Haus zuging, sah er den Prediger, einen ehrwürdigen Greis, schon vor der Thüre stehen. Ehe dieser alte Mann ihn unter sein Dach einlud, wollte er erst einige genauere Erkundigung einziehen, und fragte, mit gegen ihn hingestrecktem Arm, und auf ihn hingestrecktem Zeigefinger, in lateinischer Sprache: „was ist die Ontologie?“ Mendelssohn sagte ihm die Wolfische Definition in lateinischer Sprache; und jener fragte weiter bis auf den Begriff von Gott, als dem höchsten Wesen. Als Mendelssohn nun seine Beantwortung und Erklärung des Begriffes von Gott mit den Worten: „das höchste, gütigste, größte Wesen,“ schloß, wiederhohlte der Greis diese Worte beynahe mit Entzücken; und nun erst bot er dem fremden Manne die Hand, und sagte: Seyn Sie mir herzlich willkommen.

Als Mendelssohn auf seiner Rückreise wieder in dasselbe Dorf kam, hatte er einen Pohlnischen Juden bey sich, den er, weil er zu Fuße ging, eingeladen hatte, eine Strecke mit ihm zu fahren. Diesem sagte Mendelssohn: er müßte sich in dem Dorfe ein Stündchen aufhalten, weil er dem Prediger einen Besuch machen wollte.

Eben den wollte auch ich besuchen, sagte der Pohlnische Jude. — „Also kennen Sie ihn?“ Wie sollte ich ihn nicht kennen! erwiederte jener; ich habe gegen diesen Mann große Verbindlichkeit. Ich hatte ihm einmahl mein ganzes Vermögen in Verwahrung gegeben, — und als vor einigen Jahren sein Haus abbrannte, ließ er alles stehen und liegen, um erst das Meinige zu retten: darüber hat er selbst fast alles das Seinige verloren. — — Mendelssohn und der Pohlnische Jude gingen nun beyde zu dem alten Prediger, der sie freundschaftlich umarmte, und, so gut es sich thun ließ, bewirthete. — Der Sohn des Predigers, welcher in Halle studirt hatte, war während der Zeit von der Universität zurückgekehrt, und hatte seinem Vater viel von Mendelssohns Schriften erzählt. Dieser freute sich nun noch mehr einen Gelehrten unter sei-

nem Dache zu haben, der so gut bestand. Er ließ sich mit Mendelssohn aufs neue in ein eifriges Gespräch über die Ontologie ein, und bey der Abreise nahm er von demselben sehr zärtlich, so wie von dem Pohlnischen Juden, als von einem alten guten Freunde, Abschied. — — Nachher besuchte Mendelssohn diesen Prediger noch verschiedene Mahle bey der Durchreise durch das Dorf, und wurde immer sehr freundschaftlich von ihm empfangen. —

Mendelssohn hatte das vorzügliche Talent, sich mit Jedem in seinem Fache einzulassen, und ihm überall darin, als wäre es sein eigenes, Bescheid ertheilen zu können. Alle seine Gespräche waren lehrreich und unterrichtend, er sagte nicht ein Wort überflüßig, oder am unrechten Orte. Seine Bescheidenheit machte, daß er nie so schnell oder diktatorisch über Dinge urtheilte, sondern er schickte seinen Behauptungen mehrentheils die Aeußerungen voraus: Ich glaube, — man könnte sagen, was halten Sie davon? — wenn wir so sagen möchten. — So lange sein Urtheil über irgend einen Gegenstand der Unterredung noch nicht entschieden war, schwieg er; wenn er aber sprach, so waren Gedanken und Ausdruck abgewogen. Er antwortete

te daher nie aus Gefälligkeit, bloß um etwas zu antworten, oder das Gespräch fortzuführen, sondern mit Bestimmtheit und Deutlichkeit.

Daher flößte alles, was er sprach, eine gewisse Ehrfurcht ein, vor welcher die Schwätzer verstummen mußten. Schon sein bejahendes Kopfnicken in der Unterredung war sehr bedeutend, und man konnte sicher darauf bauen, da er selbst auf jede seiner Gebehrden äußerst aufmerksam war. Man sah es gleich in seinem Auge, und in jedem seiner Gesichtszüge, ob ein Gespräch ihn interessirte, oder nicht. —

Er wußte oft durch glückliche überraschende Wendungen im Gespräche die Ueberzeugung zu lenken. — Ein junger Schriftsteller hatte ihm einen Aufsatz über die Freyheit des menschlichen Willens zum Durchlesen gebracht, und kam nach einiger Zeit, um sein Urtheil darüber zu hören. „Ich habe Ihren Aufsatz über die Willensfreyheit nicht lesen können," sagte Mendelssohn. Der junge Mann ward hierüber betreten, weil er die Schuld davon auf seinen Aufsatz schob, und versicherte, es thue ihm leid, ihn damit behelligt zu haben. Mendelssohn äußerte, um den jungen Mann zu beruhigen, daß nur zufällige Umstände ihn

am Lesen gehindert hätten, und fragte ihn: „wie konnten Sie aber aus meiner vorigen Aeußerung schließen, daß ich Ihren Aufsatz für schlecht hielte?" — Weil ich glaubte, Sie hätten ihn nicht lesen wollen, erwiederte jener. „Sie machen also, wie ich höre, einen Unterschied zwischen Wollen und Können. Nun, so brauche ich ja Ihren Aufsatz über die Willensfreyheit gar nicht zu lesen; denn ich höre, wir sind schon einig.

Gutmüthigkeit mit Verstand verbunden schätzte er über alles, und im Lobe derjenigen Personen, bey denen er diese beyden Eigenschaften vereinigt antraf, war er unerschöpflich.

Wenn zuweilen von auffallend guten Handlungen die Rede war, die man durch lieblose Urtheile verkleinern und denen man unedle Bewegungsgründe unterschieben wollte; so vertheidigte er sie sehr lebhaft. Sagte man, daß sie durch Ehrsucht veranlaßt worden; so erwiederte er: es sey ja schon etwas vortreffliches in guten Handlungen Ehre zu suchen. Er ging lieber im Zutrauen, als im Mißtrauen gegen menschliche Herzensgüte zu weit.

Fiel die Rede zuweilen auf Falschheit, List und Verstellung der Menschen, so lief immer sein Urtheil darauf hinaus: durch das

alles müsse man sich doch nicht versteckt, verschlossen und mißtrauisch machen lassen. Er selbst übte diese edle Lebensregel bis an seinen Tod unverbrüchlich.

Sein Vermögen reichte hin eine gute bürgerliche Haushaltung führen zu können. Er unterstützte seine und seiner Gattinn Verwandte auf die liebreichste Weise, und hatte beständig Tischgesellschafter, mit denen er sich unterhalten konnte. Bekam er Gelegenheit, sich für jemand zu verwenden, und sah er dann, daß dessen Geschäfte glücklich von Statten gingen; so glänzte das höchste Vergnügen des Menschenfreundes in seinem Gesichte.

In seiner Gegenwart war einem wohl: man fühlte sich schon durch seinen Anblick erhoben und ermuntert, und vielleicht sind Wenige ungebessert von ihm gegangen.

Er bekam einmahl einen Besuch von einem lutherischen Prediger, welcher in seiner Gegend, wo noch große Dunkelheit herrschte, Aufklärung zu verbreiten wünschte, und sich darüber Mendelssohns Rath ausbath.

Ein Jude sprach nun mit einem lutherischen Prediger sehr rührend über die beste Art und Weise, wie eine christliche Gemeine zu unterrichten sey, und ermahnte den Prediger

ja nicht auf einmahl zu viele Neuerungen zu machen, sondern bey dem Aufklärungsgeschäft mit Behutsamkeit und Sanftmuth zu verfahren, wie auch Christus zu thun gelehrt habe.

Mit der edelsten Bescheidenheit, die mit Feinheit verknüpft war, wußte er übertriebne Complimente, die ihm gemacht wurden, von sich abzulehnen. Als ihn einmahl ein Paar junge Edelleute aus Frankreich bey einem Besuche versicherten, sie wären vorzüglich, um den König von Preussen und ihn zu sehen, nach Berlin gereiset; fragte er sie, ohne hierauf zu antworten, durch einen kleinen Unweg: ob sie etwa auch nach Weimar reisen würden? und nahm daher Gelegenheit, von Wieland, Herder und Göthe, als den vorzüglichsten Köpfen Deutschlands, mit solchen Lobeserhebungen zu sprechen, daß er sich selbst dadurch gleichsam in Schatten stellte. Und so fuhr er fort, das Gespräch noch auf mehrere würdige Deutsche Gelehrte zu leiten, deren Verdienste er seinen Bewunderern aus Frankreich so lebhaft schilderte, als wenn diese ihn selbst darüber ganz vergessen sollten. — — Diese edle Bescheidenheit war von jeher der auszeichnendste Zug in seinem Charakter, der auch

nur bey einem wirklich großen Manne in einem so hohen Grade Statt finden kann. —

Es machte ihm Vergnügen, auch seinen offenbaren Feinden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und nie sprach er von ihnen mit Bitterkeit. — Ob ihm gleich der feinste Witz zu Gebothe stand, so gebrauchte er ihn doch nur äußerst selten, und wußte ihn dann durch irgend einen Zusatz zu mildern. Er war immer auf seiner Hut, so daß er manchen witzigen Einfall unterdrückte, um niemanden anstößig zu werden.

Von seiner natürlichen Anlage zur Satyre giebt folgender Vorfall, den er selbst einigen Freunden erzählte, ein Beyspiel. Der große König Friedrich ließ ihn einst nach Potsdam rufen, weil ein fremder vornehmer Herr ihn sprechen wollte. Da es eben Sabbath war, an welchem, wie bekannt, kein Jude reiten oder fahren darf, so mußte Mendelssohn zu Fuß durch das Thor in die Stadt gehen. Ein Fähnrich, der auf seiner Wachstube wohl niemahls den Phädon, oder die Briefe über die Empfindungen gelesen haben mochte, fragte ihn auf die Anzeige, daß er ein Jude, mit Nahmen Mendelssohn wäre, unter einigen soldatischen Flüchen: wie er in aller Welt zu

der Ehre käme, zum König gerufen zu werden? Der Philosoph gab ihm die launige Antwort: „ich spiele aus der Tasche" — Das ist ein Andres, sagte der Fähndrich, und ließ den Taschenspieler Mendelssohn passiren, da er den Weltweisen vielleicht noch lange examinirt hätte.

Bernstorf.

Der vor mehrern Jahren verstorbene Graf von Bernstorf, dessen Andenken seine wichtigen Verdienste um den Staat der dänischen Nation und Klopstocks Muse jedem Verehrer und Freund der Dichtkunst unvergeßlich machen, hat sich durch sein Beyspiel von Menschlichkeit und Edelsinn gegen den Bauernstand berühmt gemacht. Es ist bekannt, daß die Bauern in Dänemark ihrem Herrn gewisse Frohndienste leisten müssen, die aber in den meisten Gegenden von dem Umfange und der Beschaffenheit sind, daß der Wohlstand der Bauern und das Aufkommen der Güter beständig dadurch gehindert werden. Schon viele edeldenkende und verständige Gutsbesitzer haben dieß eingesehen und die Abstellung jener beschwerlichen Frohndienste gewünscht, den meisten aber hat es der Mangel an Vermögen

gewissermassen unmöglich gemacht, dieses Recht auf die Dienste der Bauern auf einmahl aufzuopfern, das oft theuer erkauft und nach der gegenwärtigen Verfassung der Landwirthschaft für den Besitzer desselben sehr beträchtlich ist.

Bernstorf war einer der wenigen Edlen, die großmüthig genug waren, diese Rechte aufzuopfern, um Freyheit und Eigenthum unter ihren Unterthanen einzuführen. Ihm wurden die Dorfschaften Gienlofte, Ordruppe und Vangede zu Theil, und zwar unter Umständen, worunter die Frohndienste gerade das einzige waren, was das Gut Bernstorf, dem die Dorfschaften zugelegt wurden, dadurch gewann. Vierzig und etliche Familien, welche diese Dörfer bewohnten, waren größtentheils arm oder ganz heruntergekommen. Die schlechten Umstände dieser Familien, in einer Gegend, die recht dazu geschaffen schien, ihre Bürger in Wohlstand zu setzen, konnte er, als ein Menschenfreund, nicht mit Gleichgültigkeit ansehen. Er wollte vielmehr lieber, daß man in ihm den Wohlthäter glücklicher Menschen ehren, als den harten Gebieter armseliger Sklaven fürchten sollte; und da er die eigentlichen Ursachen ihrer bedaurungswürdigen Lage dariun zu finden glaubte, daß sie

von den harten Frohnarbeiten gedrückt waren, ihre Felder in Gemeinheiten und ihre Höfe nur zum Nießbrauch hatten, ohne versichert zu seyn, selbst die Früchte der Arbeit, die sie auf deren Verbesserung wendeten, zu genießen, oder sie ihren Erben und Kindern überlassen zu können: so beschloß er ohne lange Ueberlegung, ob er auch zu viel aufopfere, alle Hindernisse ihres Wohlstandes auf einmahl zu heben, und die dazu erforderlichen Kosten nicht zu scheuen. Diesen großmüthigen Entschluß führte er mit der lobenswürdigsten Thätigkeit aus: er ließ die Felder ausmessen; auf die Art, welche die bequemste schien, eintheilen; vermogte die Bewohner der Güter um die eingetheilten Ländereyen zu loosen; und ermunterte sie, durch ausgesetzte Preise, ihre Höfe und Wohnungen auf den jedem zugefallenen Antheil zu verlegen, um ihn desto besser unter Augen zu haben und fleißiger bearbeiten zu können. Da alles dieses zu Stande gebracht war, fertigte er jedem eine schriftliche Erbpacht- und Übertragungsakte aus, kraft welcher sie gegen erträgliche und bestimmte Abgaben das Eigenthum ihrer Güter und die Befreyung vom Frohndienste erhielten. Diese Anstalten zu befördern und

sie sowohl dauerhaft als vollkommen zu machen, verwendete der edle Graf aus eignen Mitteln über 7000 Thaler für Ausmessungen, Prämien und andre Kosten. Er war aber auch überzeugt, daß dieses Geld aufs wohlthätigste angewendet sey, weil er dadurch so vielen Familien hatte aufhelfen können, und fand die süßeste Belohnung seiner Menschenfreundlichkeit darin, daß er sahe, wie im Kurzen Industrie und gemeinnützige Thätigkeit unter diesen Familien auflebte, zu deren dauerhaften Wohl den Grund zu legen er sich rühmlichst bestrebt hatte. Doch nicht bloß diese Erfahrung versüßte ihm sein edles Unternehmen, sondern auch die Wahrnehmung: daß sein Beyspiel andere Gutsherren zu gleicher That bewog.

Karl XII. König von Schweden.

Karl XII. war 15 Jahre alt, als ihm sein Vater starb, also in dem Alter, welches die Schwedischen Reichsgesetze als die Zeit der Volljährigkeit ihrer Könige bestimmten; allein sein Vater hatte ihm im Testamente das 18te Jahr zur Thronbesteigung angesetzt.

So wie die Regentinn Mutter schon bey Karls XI. Leben vielen Antheil an der Regierung genommen hatte, so fand sie sich durch die nunmehrige Regentschaft desto mehr geschmeichelt, und entfernte Karln so viel als möglich von den Regierungsgeschäften. Man beschäftigte ihn mit Jagen, Reiten und militärischen Uebungen, und glaubte dadurch seine Augen von einer Krone abzuwenden, die ihm schon jetzt gehörte. Das war aber nicht der Fall. Denn als er im November des Jahres 1697 Revüe über einen Theil der Trup-

pen hielt, schien er besonders in sich verschlossen zu seyn. Der Reichsrath Piper, welcher sich neben ihm befand, nahm sich die Freyheit ihn zu fragen, woran er so ernsthaft dächte? — „Ich denke," antwortete Karl, „daß ich selbst schon diese braven Leute kommandiren könnte, und wünsche, daß wir beyde nicht länger unter einer Frau stünden." In wenigen Tagen sah sich Karl am Ziele seiner Wünsche.

Bey der Krönung, nahm er dem Bischoffe, der ihn gesalbt und ihm die Krone aufsetzen wollte, die Krone aus der Hand, und setzte sich diese selber auf.

Man erwartete anfangs wenig von ihm; aber wie bald sah man ein, daß man sich geirrt habe. Als im Reichsrathe zur Sprache kam, daß sich Rußland, Pohlen und Dänemark zum Kriege gegen Schweden rüsten, und einige Mitglieder des Rathes nachgiebige Unterhandlungen vorschlugen, erhob sich der junge König, der bisher geschwiegen hatte, von seinem Sitze und sagte mit männlicher Entschlossenheit: „Ich war nicht Willens, je einen ungerechten Krieg anzufangen; aber einen rechtmäßigen werde ich auch nicht eher endigen, bis meine Feinde gedemüthigt sind.

Mein Entschluß ist gefaßt, den ersten, der sich wider mich erklären wird, anzugreifen, und hab' ich den besiegt, so hoffe ich den andern in Furcht zu setzen." Und nun ward der Krieg beschlossen. — Karl schien von diesem Zeitpunkt ein ganz anderer Mensch, als er bisher gewesen war. Spiele, Vergnügen, Kleiderpracht wurden bey Seite gesetzt; er lebte, dachte, speisete und kleidete sich wie ein Soldat.

Eines Tages ritt er zu Carlskrona in Begleitung des Herzogs von Hollstein und einiger anderer Vornehmer aus. An ihrem Wege lag ein Haufen Bauholz. Der Herzog von Hollstein that den Vorschlag, einen Versuch zu machen, ob die Pferde darüber setzen würden, und Karl war dazu nicht nur bereit, sondern wollte auch nach seiner Weise der Erste seyn. Indem er dem Pferde die Sporen gab, ergriff der Generaladmiral, Graf Hans Wachmeister, den Zügel seines Pferdes, und hielt ihn zurück, mit den Worten: „Nein, der Herr soll nicht dahin reiten." Der Herzog von Hollstein nahm das übel und sagte hitzig zu ihm: „Was? Sie unterstehen sich, Ihrem König zu verwehren nach seinem Willen zu handeln? Ew. Durchlaucht mögen

selbst dahin reiten, erwiederte Wachmeister, wenn es Ihnen gefällt. Allein mein König soll es nach Ihrem Anschlage nicht thun. — Wissen Sie, mit wem Sie reden? fragte der Herzog noch erbitterter. Ja, antwortete Wachmeister, ich weiß, daß ich mit dem Herzog von Hollstein rede. Allein Ew. Durchlaucht werden Sich auch erinnern, daß Sie mit dem Rathe des Königs, dem Grafen von Wachmeister reden. Mein König könnte bey dem Sprunge den Hals brechen, und vielleicht gedenken Sie alsdann König von Schweden zu werden. Dieß soll aber nie geschehen, so lange ich Hans heiße, und dieser hier sitzt, wobey er auf seinen Hirschfänger schlug. Der König wendete hierauf sein Pferd und klopfte dem Grafen auf die Schulter, indem er sagte: „Nein, nein, lieber Alter, werde nur nicht böse! ich will nicht dahin reiten.“ Ein Zug der Karln Ehre macht, und beweiset, welche Richtung sein Charakter unter andern Umständen vielleicht genommen hätte.

Als man so nahe vor Kopenhagen gelegen war, daß man Bomben hineinwerfen konnte, ergriff Karl in einer Art von Begeisterung Piper und Rheinschield bey der Hand und sagte: „Wie, wenn wir die Gelegenheit

nützten und Kopenhagen zu Lande belagerten, während daß es zur See eingeschlossen wird?" — „Sire," antwortete Rheinschield, „nach 15 Jahren Erfahrung würde selbst der große Gustav Adolph nichts anders gerathen haben.

Man bemerkte bey der vorgehabten Landung, daß das Wasser zu seicht wäre, um die Fahrzeuge bis ans Land zu bringen. Der Major Numers sprang daher mit seinem Bataillon ins Wasser, und rückte mit dem Degen in der Faust gegen die Dänische Reuterey, die am Ufer stand und bald die Flucht ergriff. Als Karl diese Veränderung auf seinem linken Flügel bemerkte, folgte er Numers Beyspiele, sprang bis unter die Arme ins Wasser, und munterte seine Krieger dadurch zu gleicher Entschlossenheit auf, worauf denn die Landung unter einem heftigen Kugelregen glücklich vollbracht wurde.

Der französische Ambassadeur, Graf von Guiskard, wohnte der Expedition bey. Als man sich dem Lande näherte, und der Kugelregen immer dichter wurde, sagte Karl zu ihm: „Gehen Sie nicht weiter mit; Sie haben keine Händel mit den Dänen." „Sire," versetzte dieser mit Höflichkeit und Unerschrockenheit, „da ich die Ehre habe, bey Ew.

Majestät zu residiren, so hoffe ich, daß Sie mich nicht in dem Augenblicke von Ihrem Hofe entfernen werden, wo er am glänzensten ist."

Beym Vorrücken auf dem Lande ging der General-Major Stuart ihm zur Seite. Karl fragte ihn mit scheinbarer Unwissenheit, was das Pfeifen um sie her zu bedeuten hätte? Stuart antwortete, daß dieß die Kugeln wären, die man auf sie abschöße. „So soll das künftig meine Musik seyn," erwiederte Karl, und in diesem Augenblicke ward Stuart verwundet, und ein Lieutenant fiel an des Königs Seite.

Einst wurde Karln das Pferd unterm Leibe erschossen; allein er sprang sogleich auf ein anderes, indem er sagte: „Mir scheint, die Leute wollen mich im Reiten üben."

Als Karl einige Zeit nach der Schlacht an der Düna zu Birsen ankam, wo etliche Monathe vorher Peter der Große und August sich zum engsten Bündnisse gegen ihn vereinigt hatten, und eines Tages sehr gedankenvoll an seiner mäßig eingerichteten Tafel saß, sagte ein deutscher Officier: Die Tafel Ew. Majestät ist von derjenigen sehr verschieden, welche der Zaar und der König von Pohlen an die-

sem Orte führten. „Allerdings versetzte Karl, aber ich werde ihre Verdauung zu hindern suchen."

Bey Sielce fand er unter den Verwundeten einen französischen Hauptmann, der tödtlich verwundet war. Er fragte ihn um dies und jenes und erhielt sehr bestimmte Antworten. Endlich fragte ihn der Hauptmann, der ihn nicht kannte, ob der König von Schweden selbst bey dem gegenwärtigen Scharmützel gewesen wäre. Als man ihm dieses mit Ja beantwortete, sagte er, er wollte gern sterben, wenn er diesen berühmten Helden vorher sehen könnte. Karl sagte: „Hier bin ich." Darauf reichte ihm der Kapitain die rechte Hand, mit aufgeheitertem Gesicht und sagte: „Seit Jahren habe ich gewünscht, Eurer Majestät zu dienen, allein mein Unstern hat mich gezwungen, gegen einen so edlen Herrn zu streiten. Ich kann nichts mehr sprechen, als daß Gott Eure Majestät in allen Ihren Unternehmungen mit Glück segnen wolle." Gerührt ließ Karl ihn aufheben und nach einem Dorfe bringen, aber er starb nach einigen Stunden. Am folgenden Tage ließ ihn Karl in die Klosterkirche begraben, und bezahlte sein Begräbniß.

Auf einer Reise von Leipzig hatte er sich bey sehr widrigem Wetter eia Katharfieber zugezogen. Nach seiner Gewohnheit, sich nicht leicht eine Unpäßlichkeit merken zu lassen, legte er sich nicht zu Bette, sondern hielt sich im Zimmer. Man stellte ihm vor, daß dieses Fieber daher käme, weil sein dünnbehaarter Kopf strenge Kälte nicht vertragen könnte, und rieth ihm, eine Perücke aufzusetzen. Er fand diesen Rath vernünftig und ließ eine verfertigen. Als er sich aber eines Tages angekleidet und die wohlgeformte Perücke aufgesetzt hatte, sagte jemand im Scherz, er trage sich so galant als ein junger Freyer. Auf diese Worte warf er die Perücke weg, und sie kam nie wieder auf seinen Kopf.

Kurz vorher war eben das mit ein paar warmen Handschuhen geschehen, welche ihm die verwittwete Königinn aus Schweden geschickt hatte. Sie waren von blauem Sammt mit Zobel gefüttert, und gefielen ihm überaus wohl. Als er sie zum ersten Mahl angezogen hatte, sagte einer seiner vornehmsten Begleiter: „Man sehe, daß der König die Winterkälte nicht wie bisher vertragen könne, und müsse daraus schließen, daß bald Friede werden würde. Von diesem Augenblicke an

kamen die Handschuhe nicht wieder zum Vorschein.

Eines Morgens wollte er über den Fluß Bibitsch bey der Stadt Holofczin, unfern dem Dnieper. Die Russen hatten hinter sich die Brücke abgebrochen. Da also noch keine Brücke über den Fluß geschlagen war, baten ihn die Generäle noch eine Stunde zu warten, bis eine fertig wäre. Aber Karl war viel zu fest überzeugt, daß jetzt der beste Zeitpunkt zum Angriff sey, als daß er auch nur eine Minute länger hätte verweilen sollen, besonders da der Feind ebenfalls anfing sich zu bewegen. Er sprang bis unter die Arme ins Wasser und rief seinen Soldaten ihm nachzufolgen. Diese hingen ihre Mäntel über die Schultern, hielten die Flinten über den Kopf und drängen hinter Karln her durch den Fluß. Mitten im Fluße bemerkte er, daß die Russen in einiger Bestürzung waren, und rief seinen Leuten zu: „Vorwärts, Kameraden, die Kerl sind schon geschlagen." Sie wurden's auch, — aber erst nach dem 7ten Angriffe.

Einst überreichte ihm ein Soldat ein Stück schwarzes schimmliches Brot aus Hafer und Gerste, wie es die ganze Armee genießen mußte, ohne sich einmahl satt essen zu können,

und beklagte sich über diese elende Nahrung. Karl nahm das Stück Brot, verzehrte es ganz und sagte: „es ist nicht gut, aber man kann es essen.“

Karl ward in einem Scharmützel vor Pultawa am Knöchel des linken Fußes verwundet. Die Kugel drang durch den Knöchel des Fußes bis zur großen Zehe, und beschädigte das ganze Fußblatt. Allein er ließ nichts merken, bis er an sein Zelt kam, wo ihn die starke Verblutung ohnmächtig machte. Die Bestürzung über diesen Vorfall war allgemein und der Zufall für Karln entscheidend. Anfangs waren die Aerzte der Meynung, man müsse ihm den Fuß ablösen; aber ein Chirurgus Nahmens Neumann, versprach die Wunde zu heilen, wenn er darin schneiden und untersuchen dürfte, wie er wollte. „Schneidet zu,“ rief Karl, hielt den Fuß selbst mit den Händen hin, und sahe, ohne Schmerz zu äußern, zu, wie der Chirurgus die Einschnitte machte, und mit seinen Werkzeugen die Splitter im Fußblatte aufsuchte und herauszog. Piper, Rheinschield und andere Generäle waren indeß herbeygeeilt, und erschienen mit Gesichtern, die tiefe Rührung verriethen, vor ihm. Aber er suchte sie mit seiner gewöhnli-

chen Gelassenheit zu beruhigen, indem er sagte: „Eine solche Verwundung hat nicht viel zu bedeuten; in einigen Tagen werde ich schon wieder zu Pferde sitzen können.“

Peter benutzte diesen Unfall Karls und lieferte den Schweden eine Schlacht, welcher Karl in einem Tragsessel, dessen eine Stange zerschossen ward, beywohnte und beynahe gefangen worden wäre, wenn ihm nicht der Oberst Gierta geholfen hätte.

Als er in einem hitzigen Gefechte vor seinem Lager bey Bender gefangen und in das Zelt des Pascha gebracht worden, fragte er, wer ihn gefangen genommen? und als er hörte, daß es die Janitscharen waren, so war ers zufrieden; denn die Tatarn mochte er schlechterdings nicht leiden. Der Pascha empfing ihn mit großem Respekt, beklagte, daß er es hätte aufs Aeußerste treiben müssen, dankte Gott für seine Erhaltung und bat ihn sich zu setzen, indem er wohl ermüdet seyn würde. Aber er blieb nach seiner Gewohnheit stehen, und bedauerte, daß die Gegenwehr so kurz gewesen sey. Hätten seine Leute insgesammt sich so gewehrt, wie die wenigen bey

ihm im Hause *), so möchte das Spiel nicht so abgelaufen seyn. Der Seraskier versetzte: „Das war ein hartes Spiel." Karl: „Zum Scherz war es zu viel, zum Ernste zu wenig." —

Der gefangene Karl wurde nach Bender gebracht und daselbst königlich behandelt. Am Morgen nach seiner Gefangennehmung besuchte ihn einer seiner Vertrauten, Fabricius, und fand ihn noch in eben den Kleidern, in denen er gefochten hatte, auf einem Sofa liegen. Sie waren, wie seine ganze Person, mit Blut und Pulver bedeckt, und die Augenbraunen verbrannt. Fabricius fragte ihn unter andern, ob es denn wahr sey, daß er mit eigner Hand 20 Janitscharen getödtet habe? „Man lügt immer die Hälfte dazu, erwiederte Karl, ich weiß nur von zweyen oder dreyen. Oft sieht eine Sache in der Entfernung gefährlicher aus, als in der Nähe."

Ehe Karl von Demotika abreiste, that ihm der Capidgi Pascha, der wohl wußte, daß verschiedene Türken und Juden den Leu-

---

*) Karln wurde ausserhalb Bender, denn in der Stadt wollte er nicht wohnen, ein eigenes Haus gebaut.

ten des Königs Geld zu ungeheuren Zinsen geliehen hatten, den Vorschlag, die Handschriften umzutauschen, und auf das wirklich Empfangene zu schreiben; er stellte ihm vor, daß die Menschen die Noth der Schweden gemißbraucht hätten, und daß die Türkischen Gesetze gegen die Wucherer außerordentlich streng wären. Seine Schulden würden dadurch so beträchtlich vermindert werden, daß die Gläubiger sich nicht die Mühe nehmen würden ihm zu folgen, wie sie jetzt Miene machten. Allein Karl antwortete mit seiner bekannten Großmuth: „Wenn einer von meinen Officieren oder Dragonern eine Handschrift von 100 für 10 Thaler gegeben, so will ich ihn in Schweden nach der Handschrift bezahlen.“ Er ließ dann jeden Gläubiger, der Lust hatte, ihm zu folgen, ein Pferd geben, da denn Verschiedene mit nach Schweden kamen und richtig bezahlt wurden.

Da er sich auf seiner Reise aus der Türkey den kaiserlichen Ländern näherte, erfuhr er, daß der Kaiser große Zurüstungen zu seinem Empfange mache. Dieß war ihm sonst schon, besonders aber jetzt unangenehm; er bat also den Fabricius, der voraus nach Wien gehen wollte, überall bekannt zu machen, daß

man sich ihm mehr verbinden würde, wenn man alles Gepräng unterließe, auch wenn man ihn erkennte. Fabricius, dem es als einem seiner Vertrautesten wohl erlaubt war, Karln ein Wörtchen zu sagen, versetzte darauf: „Wenn Ew. Majestät durchaus incognito reisen wollen, so glaube ich ein sicheres Mittel zu wissen.“ — Das wäre? — erwiederte Karl — „Eure Majestät müssen eine von Grothusens schwarzen Perücken aufsetzen, eine Nachtmütze oder Schlafrock kaufen, oder von jemand entlehnen. Wenn Ew. Majestät in eine Stadt kommen, müssen Sie nach dem besten Wirthshause fragen, fleißig Wein trinken, gut essen, die weibliche Aufwartung galant behandeln, Schlafrock und Pantoffeln fordern und bis an den hellen Tag schlafen. Wenn Ew. Majestät dieses thun, so biethe ich der ganzen Welt Trotz, daß niemand Sie für den König von Schweden halten wird.“ Karl lächelte und sagte: „Wenn ich auch diesem Rathe nicht in allem folge, so will ich ihm wenigstens in einigen Stücken folgen.“

Stralsund wurde beschossen. Als Karl eben auf dem Markte stand und einige Officiere erwartete, fiel, nicht weit von ihm, eine Bombe nieder. Alles sprang aus einan-

der und flüchtete sich. Aber Karl ging lächelnd hin, stieß die Bombe aus ihrem Loche mit dem Fuße, wo sie etliche Schritte von ihm zerplatzte.

Eines Tages besuchte er mit einigen Officieren den Obersten Lejonbrink, welcher in Dahlland stand, und die Landmiliz, besonders die Bauern, in Waffen übte. Auf dem Rückwege redete er mit einem vornehmen Officier seines Gefolges von den Bauern und von ihrer Liebe zum Könige und Vaterland, und rühmte ihren unerschrocknen Muth, den sie bey verschiedenen Gelegenheiten hätten blicken lassen. Der Officier antwortete: „Das könnte wohl seyn, aber er hielte dafür, Lejonbrink wüßte mit den Bauern nicht recht umzugehen.“ „Nicht so, mein Lieber,“ erwiederte Karl, indem er den Officier bey der Hand faßte, „ich merke wohl, was Er sagen will; aber ich sag Ihm, daß Er von keinem Menschen übel reden muß, wenn Er vor seinem Könige redet.“

Wie die schwedische Armee im Jahre 1708 über die Weichsel ging, erzählte an demselben Morgen ein gewisser Officier, der in dem vorigen Kriege in Frankreich gedient hatte, daß sein General, wenn eine Schlacht angehen

sollte, zu sagen pflegte: „Wenn Gott diesen Tag neutral seyn will; so sollen die Messieurs Schläge bekommen.“ Allein Karl gab hierauf zur Antwort: „So ein großer General er war; so redete er doch damahls als ein Narr, wenn er sich alles selber beymaß, so daß Gott nichts thun sollte.“

Sein Gebrauch war nicht, seinen Officieren und Soldaten zu befehlen: „Gehet dahin und schlaget,“ sondern er sagte: „Kommt,“ und alsdann ging er selbst mit den ersten fort.

Karl war freygebig und großmüthig. Wenn er jemand ein Geschenk machen wollte, so mußte es königlich seyn. Seine edelmüthige Seele ließ nicht zu, alles auf die Goldwage zu legen.

Hörte er von Händeln, die ein paar Officiere unter sich hatten; so vertuschte er es, so viel möglich war. Ward es aber rechtlich angegeben, so half keine Gnade dagegen. Bemerkte er einen zufälligen Fehler an jemand, der sonst ein tüchtiger Kerl war, so ließ er nichts merken. Kam aber ein dritter, und hatte zu des andern Verkleinerung etwas auf denselben zu sagen; so nahm er des Abwesenden Parthey, vertheidigte ihn, und deutete alles zum Besten.

Er war sehr mitleidig; aber sein Mitleiden war nicht mit weibischer Blödigkeit verbunden. Man hat gesehen, daß er nach einer überstandenen Schlacht die Lappen von holländischer Leinewand von seinem Bette und sein eigenes Leinenzeug zu Binden für die Verwundeten hergegeben habe.

Standesvorurtheile hatte Karl nicht. — In seinem Gefolge befand sich auch ein Enkel des berühmten Schwedischen Kanzlers Oxenstirna, um die Kriegskunst zu erlernen. Karl hatte ihn zum Korporal bey dem Leibregimente gemacht. Da Oxenstirna mit Karl selbst sehr nahe verwandt war, so nahm sich Piper die Freyheit, dem Könige vorzustellen, daß er den jungen Menschen wenigstens gleich als Cornett hätte anstellen können. „Das hätte ich freylich gekonnt, erwiederte Karl, aber ihr müßt wissen, daß jenes nicht ohne Ursache geschehen ist. Denn zuerst sind junge Edelleute, wenn sie gleich Oberofficiere werden, mehrentheils gegen die gemeinen Soldaten übermüthig. Allein, wenn sie einige Zeit von unten auf dienen, auf der Wache stehen, und zu Vorposten gebraucht werden, so lernen sie, was es heiße, Soldat seyn, und werden dadurch bescheidener. Ferner will ich keinem zu

nahe treten. Wenn ein Junger von Adel so hervorgezogen wird, so muß dieß nothwendig den alten Kriegsmann verdrießen, der länger bey der Armee gewesen und nach den Jahren hätte vorrücken sollen.

Piper erklärte dagegen, daß sich beym Grafen Oxenstirna niemand beleidigt finden könnte, weil er nicht nur aus einem der angesehensten Geschlechter entsprossen, sondern mit dem König selbst Geschwisterkind sey. „Daß einer ein braver Kerl sey, erwiedert Karl, dazu trägt weder der junge, noch der alte Adel etwas bey. Wir haben viel. Befehlshaber bey der Armee, die nicht vom Adel und doch rechtschaffne Leute sind. Wenn ein gemeiner Reiter sich gut hält, so gilt es gleich, ob er ein Edelmann oder keiner ist. Findet Kreuz Ursache mit Oxenstirna zufrieden zu seyn, so kann er höher angestellt werden."

Als sich Karl am Ende des Jahres 1716 in Schonen aufhielt, entschloß er sich, anstatt der Trabanten, die entweder im Krieg umgekommen, oder zu andern Regimentern versetzt waren, eine Leibeskadron zu errichten, bey welcher aber keiner verheirathet seyn dürfte. Aus dieser Bedingung wollte man schließen, er selbst sey des Sinnes, sich nie zu verhei-

rathen. Der Präsident Feif trug ihm eines Tages diese Muthmaßung vor und erhielt folgende Antwort: „Ich will die Ehe überhaupt nicht verbieten. Allein, wenn ich ein Korps von unverheiratheten Kerln verlange, so ist dieß ja nicht die ganze Welt. Derjenige, der endlich Lust zum Freyen haben sollte, kann in eines von den übrigen Regimentern versetzt werden, und ich wähle einen andern an seine Stelle. Was mich aber selbst betrifft, so will ich mich gleichfalls verheirathen, wenn uns der Herr Frieden gibt. Aber dann will ich mir keine Gemahlinn nach Staatsabsichten wählen, sondern diejenige, die mir am besten gefällt, und von der ich glaube, daß ich sie auch in der Folgezeit lieben könne, damit ich nicht nöthig habe, mir eine Person zu halten, die auf Französisch eine Mätresse, auf Deutsch eine H . . . heißt.

Als Karl im J. 1707. Sachsen verließ, war sein fester Vorsatz den Zaar in seinem Reiche zu demüthigen. Piper bemerkte auf dem Marsche, daß er einige Tage über ungewöhnlich tief in Gedanken war. Endlich fand er eine Gelegenheit, sich nach der Ursache zu erkundigen. Anfangs wollte Karl seinen Liebling mit ein paar allgemeinen Antworten ab-

fertigen, endlich erklärte er sich aber doch, er sey ernstlich gesonnen, den Zaar schriftlich zu einem Zweykampf herauszufordern.

Der Graf bath ihn, er möchte einen solchen Vorsatz fahren lassen. Man habe ja schon in der Schwedischen Geschichte ein Beyspiel, daß Karl XI. dem Könige von Dänemark einen ähnlichen Antrag gethan, aber mit Hohn zurückgewiesen worden sey.

Jetzt soll das, erwiederte Karl, auf eine anständigere und bestimmtere Art geschehen. Wenn der Zaar mein Erbieten annimmt, so wollen wir schriftlich aufsetzen, was ein jeder für sich fordert. Hernach muß auf beyden Seiten eine sichere Garantie bey fremden Mächten gesucht werden, die den siegenden Theilen beytreten können.

Dann wollen wir, in Begleitung von einigen Personen, an einem dritten Orte zusammenkommen, und in ihrer Gegenwart entweder mit dem Degen, oder mit der Pistole unsre Sache ausmachen. Hierauf soll der Krieg zugleich mit der Entleibung des einen von uns beyden aufhören, und die Garanten verpflichtet seyn, dem Ueberbliebenen zu seinem Rechte in allem, was ausgemacht ist, zu verhelfen. Auf diese Art wird das Blut unsrer Untertha-

nen geschont, und unsere Reiche erhalten ihre Ruhe wieder. Piper machte darauf verschiedene Gegenvorstellungen, theils, daß so etwas heut zu Tage unter Fürsten nicht üblich sey, besonders aber betheuerte er bey seinem Kopfe, daß der Zaar zuverlässig den Fehde-Handschuh nicht annehmen und die Sache endlich auf eine Spötterey hinauslaufen würde. Und so unterblieb ein Kampf, dessen Ursprung ehrwürdige Gründe haben mochte.

Heinrich der Große, König von Frankreich.

Heinrich, an der Spitze seiner Krieger, zeigt ihnen kurz vor der Schlacht bey Jvri einen Helm, geschmückt mit drey großen Federn, und ruft ihnen zu: Solltet ihr auch alle eure Fahnen einbüssen, so verliert nur nicht diesen Federbusch aus dem Gesichte! Der wird euch stets den Weg des Sieges und der Ehre führen.

Eben dieser in seine Maitresse so sterblich verliebte Monarch ließ sich von ihr nicht hinreißen, als sie ihn mit seinem getreuen Rosny (den nachmahligen Herzog von Sully) zu entzweyen suchte; sondern da sie ihn nach einem heftigen Wortwechsel mit jenem dadurch zu überwinden strebt, daß sie sich auf ihr Lager hinwirft, und in Thränen ausbricht, straft er

sie mit den Worten: (in Sullys Gegenwart gesprochen) „Diesen Kunstgriff, Madame, hätten Sie ersparen können. Ich wollte lieber zehen Maitressen, wie Sie sind, entbehren, als einen einzigen Diener wie Er!“

Diesem Sully zeigte Heinrich einst das eigenhändig geschriebene Eheversprechen, das er für seine Maitresse, Fräulein von Entragues aufgesetzt hatte, und wollte seine Meynung wissen. — Sully zerreißt es. Der König, indem er voll Bestürzung und Zorn die Stücke zusammen lies't, ruft: „Ich glaube, Sie sind ein Narr!“ — Sully antwortete ihm mit festen Tone: „Ja, ich bin es. Aber wollte Gott, daß ich der Einzige in Frankreich wäre.

Eine kurze Zeit nach dem Verwinsschen Frieden vom Jahre 1597 ließ sich Heinrich, der ganz schlecht gekleidet und nur mit einem Gefolge von ein paar Edelleuten von der Jagd kam, über die Seine setzen, und fragte den Fuhrmann, der ihn nicht kannte, was man vom Frieden Gutes spreche. „Es hat sich was davon zu sprechen, antwortete dieser. Der Ausgaben werden täglich mehr, alles muß versteuert werden, sogar diese elende Fähre

hier, die mir kümmerlich mein Stückchen Brot erwerben hilft."

Hat denn der König kein Einsehen in dieses Unwesen? fragte Heinrich weiter.

Ach! der König ist ein guter Mann, fuhr der Schiffer fort; aber er hat eine Maitresse, die immer einen Haufen schöner Kleider und Schnurpfeifereyen haben will, und da müssen wir denn das Geld dazu hergeben. Es möchte wohl noch hingehen, wenn sie nur seine Maitresse wäre; aber, wie man sagt, thut sie auch noch andern schön.

Heinrich, dem dieses Gespräch großen Spaß machte, ließ den folgenden Tag den Schiffer kommen, und ihn in Gegenwart der Herzoginn von Beaufort, der schönen Gabriele, alles wiederholen. Diese wurde wüthend und wollte haben, daß der Verleumder hangen sollte. „Possen! sagte Heinrich, er ist ein armer Teufel, dem sein Elend üble Laune macht. In Zukunft soll seine Fähre steuerfrey seyn, und ich bin versichert, daß er täglich rufen wird: Vivat Heinrich! Vivat Gabriele!"

Ein spanischer Kapitain Michau war in Heinrichs Dienste getreten, hatte sich sogar Heinrichs Zutrauen erworben, und war doch nur ein von Heinrichs Feinden erkaufter Bö-

schwicht, der ihn bey Gelegenheit ums Leben bringen sollte. Der Monarch ward noch zu rechter Zeit gewarnt. Doch statt den Verräther verhaften zu lassen, nahm er ihn mit auf die Jagd. Michau hatte ein rasches Pferd und ein paar geladne Pistolen. Kaum kommen sie ins Gebüsch, so stellte sich Heinrich, als wollt' er versuchen, ob jenes Roß so gut sey, als es scheine. Jener, um nicht Verdacht zu erregen, mußte wohl einwilligen. Kaum saß Heinrich auf dem Roß des Verräthers, so sprach er halb lachend: „Michau, warum bist du so vorsichtig mit Gewehr versehen? Man hat mich vor dir gewarnt und gesagt, du ständest mir nach dem Leben. Jetzt ist das deinige in meinen Händen!" Er schoß bey diesen Worten beyde Pistolen ab. — Jener läugnete freylich; und Heinrich befahl ihm bloß nachzufolgen. Doch schon zwey Tage darauf verschwand Michau vom Hofe.

Als Heinrich dem Herzog von Sully die Finanzen anvertraute, bat er ihn, ja nie ein Geschenk unter was immer für einem Titel anzunehmen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sully, der die Ehrlichkeit selbst war, handelte so aufrecht, daß er nicht nur dieses immer befolgte, sondern sogar auch, wenn

ihm der König selbst aus Erkenntlichkeit für seine treue Verwaltung der Staatseinkünfte ein Geschenk machte, es nicht eher annahm, als bis es von der Rechnungskammer gehörig bestätigt war, damit jedermann, sagte er, die Geschenke wisse, die ihm sein Herr gab, und niemand ihm den Vorwurf machen könnte, er habe die Gnade des Königs mißbraucht, um seine Schätze zu leeren.

Da nun Sully von den Einwohnern von Rouen, wo er in des Königs Nahmen die Huldigung angenommen, einen Schrank mit vergoldeten Silbergeschirren zum Geschenk erhalten hatten, ließ er ihn eines Morgens in des Königs Zimmer bringen und sagte zu dem staunenden König: „Sire, ich konnte es nicht verhindern, daß mir die Einwohner von Rouen dieses Geschenk machten, ich mußte es annehmen. Da ich es aber für eine Sache ansehe, die Ihnen gehört, so laß ich es hieher bringen; denn ich habe einen feyerlichen Eid gethan, unter diesem Titel nie etwas von einem Ihrer Unterthanen anzunehmen, so lang' ich in Ihren Diensten stehe." Heinrichen glänzten Thränen der Freude im Auge; er umarmte den edlen Sully und hieß ihn sein Geschenk behalten.

Heinrich erinnerte sich in der Stunde, da die Schlacht bey Ivri geschlagen werden sollte, daß er den Tag vorher dem Obristen Dietrich Schomberg, welcher Geld gefordert, zornig gesagt habe: „Das heißt nicht, wie ein Mann von Ehre handeln, Geld fordern, wenn man Befehl zum Schlagen holen sollte.“ Als die Armee in Schlachtordnung gestellt war, suchte er ihn auf, und sagte zu ihm: „Obrist! wir sind im Begriffe, in ein Treffen zu gehen; es kann seyn, daß ich darin bleibe, und da wäre es nicht recht, wenn ich die Ehre eines so braven Edelmanns, wie Sie sind, mit mir nähme: Ich erkläre also öffentlich, daß ich Sie für einen rechtschaffnen Mann erkenne, der nicht fähig ist, etwas niederträchtiges zu thun.“ Hierauf umarmte er ihn mit aller Herzlichkeit. Der Obrist, dem diese edle Behandlung das Wasser in die Augen trieb, antwortete dem Könige: „Sire! Sie rauben mir das Leben dadurch, daß Sie mir meine Ehre, die Sie mir genommen, wieder geben; denn ich würde desselben unwürdig seyn, wenn ich es nicht heute in Ihrem Dienste in die Schanze schlüge. Wenn ich tausend Leben hätte, ich wollte sie alle zu ihren Füßen aus-

hauchen." Er hielt Wort; denn er wurde in der Schlacht getödtet.

Heinrich lag als Anführer seiner Armee, die aus 3000 Mann bestand, gegen den Herzog von Mayenne, welcher 30000 befehligte, bey Arques zu Felde. Heinrichs Lage war verzweifelt schlecht, und so gut er es einsah, daß man es eine Tollkühnheit nennen könnte, mit dieser Armee ein Treffen zu liefern, so glaubt' er doch, er müsse, um seiner schwachen Parthey gerade im Anfange des Krieges ein Ansehen zu geben, irgend einen kühnen Streich wagen. Dessen ungeachtet vergaß er nicht, durch alle mögliche Mittel die geringe Anzahl seiner Truppen zu ersetzen. Als er nach seinem Morgenbrote noch einige Stunden zu ruhen hoffte, gab ihm die Schildwache die Nachricht, daß die feindliche Armee schon in Schlachtordnung anrücke. Sogleich ließ er den Vikomte von Chartres, Palcheux, Straßeuse, Avantigny und noch drey bis vier andere ins Gehölz vorrücken, um einige Gefangene zu machen. Sie kehrten den Augenblick wieder und brachten den Grafen von Belin als Gefangenen mit sich. Der König ging ihm entgegen und umarmte ihn lächelnd. Der Graf suchte überall mit den Augen eine Ar-

mee, und da er fast niemanden sah, drückt' er dem König voll Verwunderung aus, daß er so wenig Soldaten um ihn her sehe. „Sie sehen nicht alle,“ versetzte der König, mit dem vorigen Lächeln; „denn sie zählen Gott und das Recht nicht, die auf meiner Seite sind.“ — Heinrich siegte.

Heinrich sah sich genöthigt, Paris selbst zu belagern und durch die Eroberung dieser Stadt dem so verderblichen Krieg um Religionsmeynungen einmahl ein Ende zu machen. Allein, der König, der von Natur mitleidig war, wurde beym Anblick dieses Elendes gerührt und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß diese Stadt, deren Herrschaft ihm die Vorsehung bestimmt hatte, ein ungeheures Grab werden sollte. Er bot in Geheim zu allem die Hand, was das Elend der Belagerten vermindern konnte. Und als der Cardinal von Gondy, Bischoff von Paris, während der Belagerung an den König abgesandt wurde, um ihm Friedensvorschläge zu thun, sagte ihm Heinrich: „Ich kann nicht verhehlen und sage immer rund und ohne Verstellung heraus, was ich auf dem Herzen habe. — Ich wünsche den Frieden, ich sehne mich darnach: eine Schlacht zu vermeiden, gebe

ich einen Finger, und um den allgemeinen Frieden zwey. Die Belagerung ward aufgehoben.

Nach vielem Blutvergießen bekannte sich Heinrich IV. auf seines getreuen Dieners und Freundes Sully Anrathen zur katholischen Religion, und es gelang ihm durch eben dieses Mannes Unterhandlungen mit dem Admiral von Villars, den man von der Ligue (Genparthey des Königs) abzubringen suchte, in Paris als König aufgenommen zu werden. Als er, vertrauend auf des Grafen von Belin Freunde und Brisak, den Gouverneur von Paris, der sich gegen gute Bedingungen anheischig gemacht, den König, ungeachtet der spanischen Truppen, mit seiner ganzen Armee einzulassen, den 22ten März Morgens um 5 Uhr mit beyläufig acht tausend Mann vor dem neuen Thor erschien, fand er den Prevot des Marchands und die Schöppen der Stadt, die ihn gleichsam feyerlich empfingen.

„Man muß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist," sagte Brisak der Gouverneur zu dem Prevot Joh. L'Hulier. „Freylich geben, versetzte dieser, und nicht verkaufen."

L'Hülier bekam von Heinrich IV. zur Belohnung eine Präsidenten-Stelle bey der Rechnungskammer, und ward Staatsrath.

Als bey eben diesem Einzuge in Paris, wo durch des Königs Bemühung alles in der größten Ordnung vor sich ging, la Noue von einigen Häschern, wegen Schulden, die sein Vater in Heinrichs Diensten einst gemacht hatte, angehalten worden, und sich bey dem König über diese Unverschämtheit beklagte, gab ihm der König öffentlich zur Antwort: „Man muß seine Schulden bezahlen, la Noue! ich bezahle die meinigen auch." Hierauf zog er ihn beyseite, und reichte ihm seine Edelgesteine, damit er sein Gepäck, das ihm die Gläubiger abgenommen, auslösen konnte.

Die Spanier, welche nur noch einige Plätze besetzt hatten, indem sie nicht stärker, als 4000 Mann waren, geriethen in die äußerste Verlegenheit, als sie von Heinrichs Einzug hörten, und waren schon fest entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Allein Heinrichs Großmuth zog sie aus ihrer Verlegenheit, indem er ihnen sagen ließ, daß sie Paris in voller Sicherheit verlassen, und sich zurück ziehen könnten. Der König wollte den Abzug, der unter einer starken Bedeckung ge-

schah, sehen und schaute deßwegen ober dem St. Denis-Thor aus dem Fenster. Sie begrüßten ihn alle, indem sie die Hüte abnahmen und sich tief verbeugten. Voll Höflichkeit dankte der König den vornehmsten Officieren und rief ihnen zu: „Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn bestens, und gehen Sie in Gottes Nahmen; aber kehren Sie ja nicht wieder zurück!“

Heinrich ließ eine allgemeine Verzeihung für alle Franzosen, die die Waffen gegen ihn geführt hatten, verkünden, und bewies eben dadurch, daß er dieß zu einer Zeit that, wo alles die Rache begünstigte, wie wahrhaft königlich sein Herz war.

Da ihm nun einer von der Ligue seine Aufwartung machte, und Heinrich eben Karten spielte, sagte er zu ihm: „Willkommen, willkommen! ich weiß gewiß, daß Sie auf unsrer Seite seyn werden, wenn wir das Glück haben zu gewinnen.“

Das so merkwürdige Edikt von Nantes, welches der große Heinrich zum Vortheile der Protestanten bewilliget hatte, veranlaßte, daß sich das Parlament zu ihm begab, und ihm Gegenvorstellungen machte. Er antwortete aber dem Parlamente: „Hier in meinem Kabinet,

wo ich mit euch reden will, bin ich nicht im königlichen Schmucke, noch mit Degen oder Mantel, wie meine Vorfahren, noch als ein Fürst, welcher Gesandte annimmt, sondern wie ein Hausvater gekleidet, im Wamms, um mich mit meinen Kindern vertraulich zu unterreden. Was ich euch zu sagen habe, ist dieses: „Ich bitte euch, tragt das Edikt, welches ich den Protestanten bewilligt habe, in eure Protokolle ein. Was ich in diesem Falle gethan, geschah des Friedens wegen: ich hab' ihn mit den Ausländern geschlossen, ich will auch im Innern meines Reiches, unter meinen Kindern Frieden haben."

Heinrich war ein zärtlicher Vater. Einst ließ er seinen Kleinen auf sich reiten, und kroch so mit ihm auf allen vieren im Zimmer herum. In diesem Augenblicke wollte ein Gesandter von Spanien eintreten. Sind Sie Vater? rief ihm Heinrich entgegen. Ja, war die Antwort. Nun so mögen Sie hereinkommen; ich kann mich ungestört mit meinem Kleinen unterhalten.

Als er zu Monceaux sehr krank lag, ließ er seinen Liebling Sully aus Paris zu sich kommen. Er rief ihn öfters vor sein Bett und unterredete sich mit ihm. In einem dieser Au-

genblicke, in welchem die Krankheit, die immer heftiger und heftiger wurde, den Aerzten alle Hoffnung raubte, daß der König wieder genesen würde, und der König selbst überzeugt war, daß seine letzte Stunde heranrücke, sagte er zu Sully: „Mein Freund! ich fürchte den Tod nicht: Sie wissen es besser, als jeder andere, da Sie mich in so vielen Gefahren gesehen, die ich leicht hätte vermeiden können; allein ich läugne nicht, daß ich ungern sterbe, ehe ich dieses Reich zu dem Glanze erhoben, zu dem ich es erheben will, und ehe ich meinen Unterthanen durch die Tilgung eines Theils der Auflagen und eine milde Regierung bewiesen, daß ich sie wahrhaft als meine Kinder liebe.“

Metastasio.

Der große Mann und Dichter erhält von Einem, mit dem er in vertrauter Freundschaft gelebt hatte, durch ein Vermächtniß sein ganzes Vermögen, das sich auf hundert tausend Thaler belief. Metastasio war in seiner Jugend, was man wohl wissen muß, nicht in den besten Umständen. Welche Versuchung nun für den Freund der Dichtkunst und der Unabhängigkeit, sein Schicksal lebenslang aufs glänzendste zu bestimmen! Und gebührte ihm diese Erbschaft nicht von Rechtswegen, da sie der Erblaßte ihm im bestgeformten Testamente, ohne sein Zuthun, vermachte? Aber ein Metastasio hielt sich nicht dazu berechtigt. Er erfuhr, daß der Verstorbene dürftige Anverwandte in Bologna habe. „Segnen sollen diese Ihres Verwandten Andenken, nicht ihm und mir fluchen;" dachte er. Er reiste nach

Bologna, und als er einige ausgeforscht hatte, von welchen er glaubte, daß sie das nächste Recht zur Erbschaft hätten, sagte er ihnen: Mein Freund hat mir zwar sein ganzes Vermögen vermacht, aber, wie ich dafür halte, aus keinem andern Grunde, als es so lang' in Verwahrung zu nehmen, bis ich die Würdigsten seiner Verwandten in Erfahrung gebracht habe, um es unter sie nach Billigkeit zu vertheilen; mich dieses Auftrages zu entledigen, ist die Absicht meiner Reise. Sogleich zahlte er ihnen das ganze Vermächtniß aus, ohne das Geringste davon für sich zu behalten. So handelte ein Liebling der Grazien und Musen, durch Geist und Herz der Unsterblichkeit würdig, von dem seine große Monarchin, deren Lehrer er war, sagt: „Er ist die Ehre seines Jahrhunderts und noch mehr die Ehre derer, deren Diensten er sich gewidmet hat."

Voltaire.

Er that viel Gutes. Konnte er gleich nicht den unglücklichen Calas, der zu Toulouse gerädert worden, selbst retten, so verschaffte er doch durch seine Bemühungen der unglücklichen Familie Unterhalt.

„Nehmen Sie einen Wagen," schrie er einmahl seinem Zahlmeister zu, „fliegen Sie zu Herrn Pitot; er ist ein braver, ein gelehrter, aber ein unglücklicher Mann. Bringen Sie ihm fünf und zwanzig Louisd'or. Gutes thun, das heißt genießen: genießen wir also!"

Der Vater des Herrn v. Estaign hatte sehr viele Gläubiger, die seine Güter in Beschlag nehmen ließen, und sie verkaufen wollten, um sich daraus bezahlt zu machen. Voltaire, dem er vierzig tausend Franken schuldig war, weigerte sich mit ihnen in Verbindung zu treten,

kaufte ihnen ihre Forderungen ab und besuchte Herrn von Estaign, der sich gänzlich entblößt glaubte. „Seyn Sie unbesorgt," sagte Voltaire beym Eintritte, „Sie werden immer Herr Ihrer Güter seyn; Sie haben nun nur einen einzigen Gläubiger, und der bittet Sie, Sie möchten das Ihrige im Frieden genießen." Diese schöne Handlung fesselte Herrn von Estaign auf immer an den Weisen.

Voltaire verband mit seiner Freygebigkeit auch die äußerst seltne Kunst, wie man geben soll. Ein junger Officier verlebte einige Tage bey ihm zu Ferney und konnte aus Mangel an Geld nicht wieder zu seinem Regiment zurück. Voltaire merkte ihm seine Verlegenheit ab. „Sie gehen zu Ihrem Regiment," sagte er; „erlauben Sie, daß eines meiner Pferde, um ein wenig zugeritten zu werden, den Weg mit Ihnen mache," und gab ihm eine Börse in die Hand, mit den Worten: „ich bitte Sie, besorgen Sie zugleich seinen Unterhalt!"

Voltaire war jähzornig, kam aber auch im heftigsten Zorne gleich wieder zu sich und wurde sanft. „Ach! rief er einst, voll Mitleids über sich selbst, aus: Verzeihen Sie, meine Freunde! ich bin mehr zu bedauern,

als

als Sie: Das ist nicht Blut, was in meinen Adern rollt, das ist Vitriol; meine Eingeweide sind Schlangen.“

Ein Bedienter, gegen den er sehr heftig aufgebracht war, schrie ihm, entfliehend, zu: „Mein Herr, Sie müssen den Teufel im Leibe haben.“ „Ach! mein Freund, versetzte Voltaire mit Sanftheit, was schlimmers, als den Teufel; ich habe einen abscheulichen Tyrannen im Kopfe, den möchte ich gern durchbohren und hindern, das Bett einer sehr tugendhaften Fürstin zu entehren, und kann nicht damit zurecht kommen; das ist's, was mich in Wuth setzt. Voltaire arbeitete damahl an der Merope.

Er war sehr empfindsam. Man überraschte ihn öfters einsam in seinem Zimmer und weinend. Gewisse Züge und Stellen der Geschichte konnte er nicht lesen, ohne zu weinen. „Ach meine Freunde,“ apostrophirte er dann diejenigen, die ihn im Schmerze fanden, „wie unglücklich sind die Menschen! wie bedauernswürdig! sie würden es nicht seyn, wenn sie nicht thöricht und muthlos wären.

Man warf ihm einige Mahle vor, daß er sich in seinen Schriften so oft wiederhohle: „Ja, sagte er, ich wiederhohle mich; dieß ist

ein Privilegium meines Alters; und ich werde mich wiederhohlen, bis meine Landsleute von ihren Thorheiten geheilt seyn werden. Man muß ihnen zusetzen, es ihnen eintreten, sonst vergessen sie alles."

Man brachte ihm eines Tages einen Band von der neuen Ausgabe seiner Werke. Gleich beym Aufschlagen stieß er auf seine Epistel an den Chevalier ***, die sich anfängt:

Croyez qu'un vieillard cacochyme
Agé de soixante et douze ans.

Wüthend zerriß Voltaire das Blatt und apostrophirte sich selbst: „Barbar! so sage doch chargé und nicht agé! Gib dem Leser ein Bild, aber keinen Taufschein.

Bey der dritten oder vierten Vorstellung der Merope wurde Voltaire auf Fehler des Dialoges in den Rollen des Polyphontes und Erox aufmerksam. Als er von der Marquise du Chatelet, bey welcher er des Abends speiste, zurückgekehrt war, berichtigte er das, was ihm in dieser Scene des ersten Aktes fehlerhaft schien, machte seine Verbesserungen zusammen und befahl seinem Bedienten, sie Herrn Paulin zu überbringen, der ein sehr schätzbarer Mann, aber ein mittelmäßiger Schauspieler war, und

den sich Voltaire, wie er sagte, mit Mühe zu den Tyrannenrollen erzog. Der Bediente machte seinem Herrn die Bemerkung, daß es schon mehr, als Mitternacht wäre, und er um diese Zeit Herrn Paulin unmöglich wecken könnte. „Geh, geh, versetzte der Verfasser der Merope, die Tyrannen schlafen niemahls!“—

„Ey, um des Himmelswillen!“ rief ein junger Arzt dem Greise von Ferney zu, als er ihn noch spät Abends beym Kaffee fand. „Sie trinken Kaffee! Kaffee ist ein langsames Gift.“ „Ja, langsam muß es wohl seyn, versetzte Voltaire ganz trocken; denn ich genieße es nun schon über sechzig Jahre.“

Pabst Klemens XIV.

Da Pabst Klemens XIV., ehemahls Ganganelli genannt, noch nichts als Franziskaner-Mönch zu Boulogne war, begegnete er im Kloster einem jungen artigen Stutzer, der so eben von Lyon angekommen war, und zu ihm sagte: „Wahrhaftig, mein Pater, aus Mangel an Beschäftigung mache ich einen Spaziergang zu Ihnen; denn ich kann die Mönche nicht leiden. Vielleicht, erwiederte ihm der Pater Ganganelli, können Sie sie im Speisesaal leiden, und in diesem Falle mache ich Ihnen das Anerbiethen mit mir zu gehen, und sich zu erfrischen. Das Anerbieten wurde nicht ausgeschlagen; die Unterhaltung begann, und der junge Mensch war mit dem Verstand und dem höflichen Betragen des Mönches so zufrieden, er fand sich durch die gute Aufnahme, die er bey

ihm gefunden hatte, so geschmeichelt, daß er sich zwey Monathe in Boulogne aufhielt, bloß um Ganganellis Umgang länger genießen zu können: auch geschah es auf Zureden dieses Paters, daß er wieder zu seinen Aeltern, die er aus Leichtsinn verlassen hatte, zurückkehrte, und nun, ganz zu seinem Vortheile verändert, von ihnen zärtlicher, als je geliebt wurde.

Als Baron Gleikein, welcher den Pabst Ganganelli schon als Cardinal gekannt hatte, nach Italien reiste, voll Vergnügens, diesen großen Mann als Pabst zu sehen, ging er durch Ferney. „Was soll ich ihm von Ihnen sagen?", fragte der Baron Voltaire'n, beym Weggehn. „Benedikt XIV", antwortete dieser," schickte mir Medaillen, Abläße und seinen Segen; ich wünschte, Ganganelli schickte mir die Ohren des Großinquisitors. Als der Baron Gleikein den Pabst sahe, entledigte er sich bey ihm so ganz seines Auftrages. „O! versetzte Ganganelli," schreiben Sie doch Herrn von Voltaire, „er möchte versichert seyn, daß während meiner Regierung der Großinquisitor weder Augen noch Ohren haben werde."

Karschin.

Ungeachtet der Unterstützung, die diese edle Dichterinn unsers deutschen Vaterlandes von einigen gelehrten Männern genoß, war sie doch nicht im Stande, sich selbst, zwey Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II. der ihr eine Pension versprochen hatte, hielt nicht Wort; und als er ihr einst zwey Thaler zugeschickt, schickte sie ihm dieselben mit folgenden Versen zurück:

Zwey Thaler gibt kein großer König;
Denn die vergrößern nicht mein Glück;
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
Und darum geb' ich sie zurück.

B i a s.

Dieser griechische Weise beweinte, als er einst gezwungen war, einen Verbrecher zum Tode zu verurtheilen, das traurige Loos dieses Unglücklichen. „Warum weinest du? fragte ihn jemand; hängt es nicht von dir ab, den Mann zu verurtheilen, oder loszusprechen?“ — „Nein,“ antwortete Bias: „Die Gerechtigkeit und das Gesetz fordert seine Verurtheilung, aber die Natur verlangt, daß ich mir das Unglück der schwachen Menschheit zu Herzen gehen lasse.“

Karl V.

Karl war im Rang und in der Würde der erste Fürst seiner Zeiten: und wir mögen auf die Größe, die Mannichfaltigkeit, oder den Erfolg seiner Unternehmungen sehen, so war die Rolle, die er spielte, gleichfalls die merkwürdigste. In der Entwerfung seiner Plane war er von Natur sowohl, als aus Gewohnheit behutsam und bedächtig. Geboren mit Talenten, die sich langsam entwickelten, und spät zur Reife kamen; gewohnt jeden Gegenstand, der seine Betrachtung erfoderte, mit einer sorgfältigen und nachdenkenden Aufmerksamkeit abzuwägen. Er wandte die ganze Kraft seiner Seele darauf, hielt sich mit einem ernsten Fleiß, den kein Vergnügen störte und kaum eine Erquickung erschlaffte, dabey auf, und überdachte ihn in der Stille bey sich selbst, von allen Seiten. Dann legte er

die Sache seinen Ministern vor, hörte ihre Meynung darüber, und faßte endlich seinen Entschluß mit einer so unbeweglichen und entscheidenden Standhaftigkeit, der auf so langsame Ueberlegungen selten folgt. Seine Beständigkeit im Ausführen war nicht weniger merkwürdig, als seine Geduld im Ueberlegen. Er berathschlagte mit kaltem Blute, handelte aber mit Lebhaftigkeit und Kraft, und bewies nicht weniger Scharfsinn in der Wahl der Maßregeln, denen er folgen mußte, als Fruchtbarkeit des Genies in Erfindung der Mittel, die einen glücklichen Erfolg derselben versichern konnten. Von Natur hatte er so wenig von einem kriegerischen Geiste, daß er während des lebhaftesten und feurigsten Zeitraums des Lebens in seinem Kabinete ruhig saß; wie er aber endlich an der Spitze seiner Armee erscheinen wollte, war seine Seele so gebildet, daß sie sich in allen Vorfällen gleich groß und fähig bewies, und er erwarb sich solche Einsichten und Kenntnisse in der Kriegskunst, und solche Geschicklichkeiten im Kommando der Truppen, die ihn, was den Ruhm sowohl als das Glück betrifft, dem kühnsten Feldherrn seiner Zeit gleich machten. Aber Karl besaß im höchsten Grade die einem guten Monarchen

unentbehrliche und so wichtige Wissenschaft: die Kunst, die Menschen zu kennen und ihre natürlichen Gaben zu den verschiedenen Verrichtungen anzuwenden, die er ihnen anwies. Sehr leutselig war Karl nicht, aber er besaß dagegen Tugenden, die Treue und Ergebenheit versichern. Auf seine Generale, lauter berühmte Helden, setzte er ein unbegrenztes Vertrauen; er belohnte ihre Dienste mit edler Freygebigkeit; er beneidete eben so wenig ihren Ruhm, als er Mißtrauen oder Eifersucht über ihre Macht blicken ließ. Schade, daß ihn theils seine eigenen Pläne, theils die damahligen Zeitverhältnisse in so viele unaufhörliche Kriege verwickelten, wodurch er gehindert wurde, die Glückseligkeit seiner Unterthanen zu befördern!

Man weiß, daß Karl die Regierung niederlegte, und das Kloster St. Justus, nicht weit von Placentia, an Kastiliens und Portugalls Grenzen zum Aufenthalte wählte. Hier fügte sich's, daß er einst einen Novizen zur Mette aufgeweckt, und dieser ihm zur Antwort gegeben hat: „Eher ließ er der Welt keine Ruhe, nun stört er auch solche darin, die der Welt entsagt haben.“ Karln gefiel dieser Ein-

fall und er weckte nie wieder einen Mönch aus dem Schlafe.

Einen schönen Zug von Güte und Nachsicht hinterließ er uns in folgendem Beyspiele. — Als jemand zu ihm kam und ihm sagte, daß ein Staatsverbrecher sich bey einer Stadt, wo er durchreiste, verborgen habe, um den Umstand seiner Durchreise zu benutzen und seine Begnadigung zu erbitten, antwortete der Kaiser: „es wäre besser gewesen, wenn ihr zu ihm gegangen wäret, und ihm gesagt hätten, wo ich bin, als mir den Ort anzuzeigen, wo er ist.

Wie er über den politischen Rang dachte, mag uns diese Anekdote beweisen. — Die Wittwe eines Grands von Spanien wollte einen Edelmann von geringerer Herkunft, den aber Tugend und Schönheit auszeichneten, heirathen.

Dieser hatte die seltne Großmuth, der Dame auf das dringendste vorzustellen, daß eine so ungleiche Heirath sie zum Mährchen der Stadt machen und auf immer beschimpfen würde. Die Dame ließ, statt aller Antwort, ihren beyden schönen und berühmten Kutschpferden die Nasenlöcher aufschlitzen, und fuhr fort, sich ihrer bey Besuchen und Spazierfahrten

zu bedienen. Dieses sonderheitliche Betragen gab Anfangs in allen Gesellschaften Stoff zum Gespräche; aber bald wurde weniger davon geredet, und endlich schwieg man ganz still. „Die Geschichte unserer Heirath!" sagte hierauf die Dame zu ihrem Liebhaber, der nun nichts weiter einzuwenden hatte.

Kurz darauf kam Karl nach Madrid und bemerkte unter den Großen, die ihm ihre Aufwartung machten, einen Unbekannten, der mit bloßem Haupte erschien. Er fragte, wer er sey; und man erzählte ihm die vorgefallene Geschichte. Sogleich befahl ihm der Kaiser, sich zu bedecken (das Vorrecht der Grands von der ersten Klasse) und sagte lächelnd zu den andern: „Ihr danket Euren Titel nur dem Glücke; dieser aber der Natur und seinem Verdienste.

Scipio.

Siegreich hatte dieser große römische Feldherr in dem eroberten Hispanien eine Menge Gefangener vom männlichen und weiblichen Geschlechte, vom hohen und niedern Stande in seine Gewalt bekommen, unter andern auch ein Mädchen, so schön, so liebenswürdig, daß es, wo es nur ging, aller Augen auf sich zog. Scipio, der sich nach dem Vaterlande und den Aeltern des Mädchens erkundigte, erfuhr unter andern, daß es mit einem jungen celtiberischen Prinzen, Nahmens Allucius, verlobt sey. Sogleich ließ er die Aeltern sammt dem Bräutigam zu sich kommen, und da er indessen von der ausserordentlichen Liebe des letztern zu seiner Braut gehört hatte, so wendete er sich gleich bey der Ankunft desselben, ohne noch mit den Aeltern zu reden, zuerst und besonders an diesen: „Ein junger Mann,

sprach er, redet mit einem jungen Manne; um desto weniger Zurückhaltung soll in unserm Gespräche herrschen. Da mir deine Braut als Gefangene von den Soldaten zugeführt worden ist, und ich gehört habe, daß sie dein ganzes Herz besitzt, wofür auch ihre Schönheit bürgt; indem ich selbst, wenn nicht der Staat meine ganze Seele beschäftigte, wegen der Heftigkeit meiner Liebe zu einer Braut Verzeihung wünschen würde, so will ich diejenige Liebe begünstigen, die ich zu begünstigen vermag, nemlich die deinige. Deiner Verlobten ist bey mir mit eben der Achtung für ihre Ehre begegnet worden, als wäre sie in dem Hause ihrer Aeltern gewesen. Für dich wurde sie bewahrt, um dir als ein unverletztes, meiner und deiner würdiges Geschenk übergeben zu werden. Für dieses Geschenk bedinge ich mir zur einzigen Belohnung aus: sey ein Freund des römischen Volkes, und hältst du mich für einen rechtschaffenen Mann, wofür mein Vater und Oheim schon vor mir unter diesen Völkern bekannt gewesen sind, so sey überzeugt, daß unsers Gleichen noch Viele im römischen Staate sind, und gegenwärtig kein einziges Volk auf der Erde genannt werden kann, welches du Dir und den

Deinigen weniger zum Feinde und mehr zum Freunde wünschen wirst."

Der junge Mann, zugleich höchst beschämt und auch erfreut, ergriff die Hand des Scipio, und bat alle Götter, statt seiner diese Gnade zu belohnen, weil er, nach den Empfindungen seines Herzens, und dem Verdienste desselben gemäß, lange nicht vermögend genug dazu sey. Hierauf wurden die Aeltern und Verwandten der jungen Braut gerufen, die auf die Nachricht, daß sie dieselbe unentgeltlich wieder erhalten sollten, den Scipio ersuchten, die zu ihrer Loskaufung mitgebrachte sehr ansehnliche Summe Geldes von ihnen wenigstens als ein Geschenk anzunehmen, und versicherten, daß er sie dadurch nicht weniger, als durch die Zurückgabe ihrer unverletzten Tochter selbst verpflichten werde. Da sie so dringend baten, versprach Scipio, es anzunehmen, ließ es zu seinen Füßen niederlegen, rief dem Allucius zu, und sagte zu ihm: „Zu der Mitgabe, die du von deinem Schwiegervater zu erwarten hast, lege ich von meiner Seite auch noch dieses, als ein Brautgeschenk. Und so hieß er ihn das Geld nehmen und für sich behalten. Voll Freude über diese Geschen-

ke und Ehrenbezeugungen wurde er nach Hause entlassen, wo er das gerechte Lob des Scipio unter seinen Landsleuten verbreitete, und sagte: „Es sey ein den Göttern höchst ähnlicher junger Held gekommen, der alles besiege, theils durch Waffen, theils durch Herzensgüte und Wohlthun."

Peter,

Peter, der Große.

Wenn die vorigen Zaare sich selten und nur mit dem äußersten Pompe sehen ließen; so war Peter täglich für jedermann sichtbar, übte seine Truppen, ging an öffentlichen Orten umher, besuchte die Werkstätte der Künstler und Handwerker, und war nicht selten bey Privatpersonen zur Tafel. Er brachte immer mehr deutsch gekleidete Truppen zusammen, schränkte die Strelitzen ein, verlangte vom Adel Verdienste, liebte und beförderte Ausländer, diente in der Armee selbst von unten auf, nöthigte sogar die Geistlichen, mit denen er auch eine Reform vorgenommen, zur Kriegssteuer, schickte junge Russen in Länder, wo sie Kenntnisse und Bildung erhalten konnten und traf allerhand gute und dem Lande nützliche Neuerungen.

Nachdem er die bekannte Verschwörung der Strelitzen gedämpft hatte, begab er sich auf Reisen, um sich mit eignen Augen von den Sitten, der Handlung, dem Kunstfleiß, der Kriegszucht fremder Völker und andern, einem Regenten wissenswürdigen Dingen zu unterrichten, geschickte Leute in seine Dienste zu nehmen, und das Nützliche, was er auswärts fände, in sein eignes Land zu verpflanzen.

In Holland lebte er in dem seines Schiffbaues wegen berühmten Dorfe Saardam als gemeiner Zimmermann, als der er sich auch unter dem Nahmen Peter Michaelow einschreiben ließ. Er begnügte sich mit der Kost seiner Kameraden, trank mit ihnen, kleidete sich, arbeitete und schlief, wie sie, und zeichnete sich bloß durch seinen Fleiß und durch seine Fähigkeiten, alles genau zu merken, aus.

Es wurde bekannt, daß dieser Zimmermann Peter von Rußland sey. Der Zaar bemerkte dieß bald in dem veränderten Betragen der Meister und seiner Mitarbeiter. Man fing an die Titel Excellenz und Majestät zu gebrauchen. Da er indeß diejenigen, die ihn so nannten, nicht eben freundlich ansah und zu verstehen gab, er verlangte keinen andern

Titel, als der ihm als Arbeiter zukäme, so nannte man ihn Meister Peter und that sich in seiner Gesellschaft weniger Zwang an.

Nachdem er sich durch seine Aufmerksamkeit und seinen Fleiß in kurzer Zeit eine große Geschicklichkeit erworben hatte, kaufte er sich eine Barke, Boger genannt, und versahe dieselbe mit einem Vordermast von seiner Erfindung. Mit dieser fuhr er täglich nach Amsterdam, wo er ein schlechtes Haus bewohnte und in einem selbstgemachten Bette schlief. Mit frühestem Morgen stand er auf und begab sich, seine Axt auf dem Rücken, wie ein armer Zimmermann, der vom Taglohn lebt, an seine Arbeit, wo er allemahl einer der ersten war. Doch vergaß er bey diesen Beschäftigungen seine Regierungsgeschäfte nicht.

Er machte auch eine Reise nach Wien, von wo aus er nach Italien wollte, um dieses Paradies der Erde kennen zu lernen. Da er nun hören mußte, daß die Strelitzen schon wieder einen Aufruhr gegen ihn gestiftet hätten; so rief er mit Heftigkeit aus: „Muß ich meine schönen Entwürfe zerstört sehen, so will ich auch die eurigen fürchterlich vereiteln, so will ich zum Schrecken der Nation, dieser Rot-

te Lust und Möglichkeit benehmen, sich je wieder gegen mich zu empören."

Um mehrere alte Gebräuche zugleich lächerlich zu machen, veranstaltete Peter bisweilen eine Lustbarkeit, wo alles nach alter Art zuging. So feyerte er einmahl die Hochzeit seines Hofnarren so prächtig, aber ganz im Geschmack der vorigen Zeiten. Die Gäste mußten sich sämmtlich nach der alten Mode kleiden. Man zündete, so kalt es war, kein Feuer an, weil ein uralter Aberglaube dieß für schädlich erklärte. Ferner wurde dabey kein Wein, sondern lauter Meth und Brantewein getrunken, u. dgl. Als die Gäste nicht recht damit zufrieden waren, sagte Peter mit Lachen: Es ist bey unsern Vorfahren so gebräuchlich gewesen, und die alten Gebräuche sollen ja besser seyn, als die neuen. — Ueberhaupt machten sich die Narren an Peters Hofe sehr oft über die alten Moden und Sitten lustig. Beklagten sich die, welche sich dadurch getroffen fühlten, bey Petern darüber, so antwortete er gewöhnlich: Es sind Narren, was soll man mit ihnen anfangen?

Bey der Eroberung von Narva erlaubten sich die Russen nach damahliger Sitte die größten Barbareyen. Peter, entrüstet über

ihre Unmenschlichkeiten, stürzte sich unter die Wüthenden, ermahnte und drohte; aber vergebens. Seine Stimme wurde nicht eher gehört, als bis er zwey seiner eignen Soldaten durchbohrt hatte. Nachdem er auf diese Weise endlich die Ordnung hergestellt hatte, eilte er aufs Rathhaus, warf seinen blutigen Degen auf den Tisch, und sagte: „Dieser Degen ist nicht vom Blute der Einwohner, sondern vom Blute meiner Soldaten gefärbt, um euer Leben zu retten.“

Einst that er dem König von Schweden Friedensvorschläge. Allein Karl schlug sie aus, so annehmlich sie auch waren, und zwar mit diesen Worten: „Zu Moskau will ich mit Petern unterhandeln.“ Als Petern diese Antwort hinterbracht wurde, sagte er: „Mein Bruder Karl will ein Alexander seyn; aber er soll keinen Darius an mir finden.“

Auf seiner Rückreise aus Paris sah er in einem französischen Dorfe in einem Garten einen Mann arbeiten, der gar nicht bäurisch gekleidet war, und ließ sich erkundigen, wer er sey? Als er vernahm, daß es der Pfarrer des Orts sey, ging er, ohne sich zu erkennen zu geben, zu ihm in den Garten, den er mit einer Menge der schönsten Fruchtbäume besetzt

fand. Hinter demselben um das Haus und den Hof stand fast ein Wald von Maulbeerbäumen. Er unterhielt sich über eine halbe Stunde mit ihm über den Feld- und Gartenbau und hörte, daß er die meisten vorhandenen Bäume mit eigner Hand gepflanzt habe. Der Zaar fragte ihn, wie es käme, daß er als Pfarrer diese Arbeiten selbst verrichten müsse? ob ihm seine Pfarrkinder nicht mit ihrer Arbeit an die Hand gingen? Sehr selten, mein Herr, antwortete der Pfarrer, nur wenn dieser und jener manchmahl einige Stunden Zeit hat; denn sie sind mit ihrer Arbeit meist so überhäuft, daß ihnen nicht viel Zeit übrig bleibt. Mir erlaubt mein Amt wohl so viel Zeit, als mein Feld- und Gartenbau erfordert, und wenn ich denn fleißig genug bin und der Himmel gute Witterung beschert, so kann ich mir immer einige hundert Livres jährliche Einkünfte durch den Verkauf meiner Früchte und Seide verschaffen; denn von meinen gar geringen Amtseinkünften wäre es kaum möglich zu leben. Der Kaiser freute sich über diesen wackern Mann, schrieb seinen und des Dorfes Nahmen in seine Schreibtafel und sagte in voller Entzückung zu seinen Begleitern: „Sehet da einen braven Mann,

der sich seinen eigenen Wein und Cyder, und auch noch bares Geld durch seinen Fleiß verschafft. Erinnert mich seiner, wenn wir in unser Vaterland zurückkommen. Ich will trachten, unsre müßigen Dorfpopen auf solchen Fuß in Arbeit zu setzen, daß sie sich durch den Feld- und Gartenbau ihr eigenes Brod, Bier und Quas, und beßres Leben verschaffen sollen, als sie jetzt bey ihrer Faulheit genießen."

Peter besaß eine ungemeine Wißbegierde. Alles, was nur in irgend einer Rücksicht einen vernünftigen Menschen interessiren, was nur auf irgend eine Weise zur Bildung seiner Unterthanen, zum Wohl seines Reiches beytragen konnte, lag in seinem Kreise. Er wollte alles wissen, alles sehen, und nicht etwa obenhin, sondern genau und gründlich. Sagte man ihm auf seinen Reisen, da und da sey nichts Außerordentliches oder Merkwürdiges zu sehen; so versetzte er immer: Ich will es doch sehen, vielleicht ist es mir merkwürdiger, als euch. Und so traf es sich denn oft, daß ihm seine Mühe belohnt wurde. Einst wurde ihm in einem kleinen Städtchen Deutschlands, in seinem Absteigquartier ein sehr gutes Vorlegschloß und einige andere schöne

Stücke von Schlosserarbeit angeboten, für einen sehr geringen Preis. Als er auf sein Befragen vernahm, daß diese Arbeit von dem einzigen daselbst ansäßigen Meister verfertigt würde, besuchte er diesen Mann selbst, sahe viele mit Kunst gearbeitete Schlösser, ließ sich diese künstliche Einrichtung derselben zeigen, betrachtete das Handwerkszeug des Meisters mit großer Aufmerksamkeit, kehrte sich dann, mit einem von diesen Kunstschlössern in der Hand, gegen seine Reisegefährten, und sagte: hättet ihr sie wohl in diesem Städtchen gesucht? Dem Meister ließ er sagen, er möchte sich eines bessern Fortkommens willen, als er an diesem kleinen Orte erwarten könnte, nach Petersburg wenden, und sich beym Zaar melden, der es an seiner bessern Versorgung gewiß nicht würde fehlen lassen.

Peter war ein eifriger Verehrer der Religion; aber ein geschworner Feind des Aberglaubens. Gegen alle Religionspartheyen war er duldsam. Besonders wohl gefiel ihm in Holland die Friedfertigkeit, mit welcher diese verschiedenen Religionspartheyen an einem Orte mit einander lebten. Dieß führte er in der Folge auch in Petersburg ein, indem er nicht nur allen Religionspartheyen erlaubte auf an-

gewiesenen Plätzen Kirchen zu bauen, sondern ihnen auch die Freyheit gab, alle ihre Ehe- und Kirchensachen unter sich zu schlichten, und sich einen eigenen Kirchenrath zu wählen, der in vorkommenden Fällen unabhängig nach ihren eigenen kirchlichen Gesetzen entscheiden konnte.

Seine Sparsamkeit geht über allen Begriff. Er, der alle Fabriken und Werkstätte fleißig besuchte, kam öfters auf die Müllerischen Eisenwerke, zu Istia, 90 Werste von Moskau. Als er daselbst einst vier Wochen lang die mineralischen Wässer trank, untersuchte er neben seinen täglichen Staatsgeschäften alles in diesen Eisenwerken aufs genaueste, legte beym Schmieden und Schmelzen selbst Hand ans Werk und lernte das Stangenschmieden. Er begriff dieses so bald, daß er am letzten Tage seines Aufenthalts allein 18 Pud (das Pud zu 40 Pf.) verfertigte. Er bezeichnete jede Stange mit seinem Stempel. Seine Hofjunker und Bojaren mußten Kohlen auftragen, das Feuer anschieren, die Blasbälge ziehen und andere Arbeiten verrichten. Etliche Tage darauf kam er zum Besitzer dieser Eisenwerke, Werner Müller nach Moskau, lobte seine Anstalten und fragte, was ein Mei-

ster daselbst für das Pud geschmiedetes Stangeneisen bekäme? Drey Kopeken oder einen Altin, antwortete Müller. Nun gut, versetzte Peter, so habe ich 18 Altine zu fordern. Müller ging nach seinem Geldkasten, holte 18 Dukaten, zählte sie dem Zaar auf und sagte: „Einem solchen Arbeiter, wie Ew. Majestät, kann man nicht weniger für das Pud bezahlen. Allein Peter schob die Dukaten zurück und sagte: Nimm deine Dukaten, ich habe nicht besser gearbeitet, als die andern, bezahle mir, was du andern bezahlst, dafür will ich mir ein paar Schuhe kaufen, die ich eben nöthig habe. Zum Beweis zeigte er dem Fabrikherrn seine schon einmahl besohlten und wieder durchgebrochenen Schuhe, nahm die 18 Altine an, fuhr nach den Buden und kaufte sich ein paar neue Schuhe, die er in der Folge öfters in Gesellschaft an seinen Füßen mit dem Beyfügen wies: „die hab' ich mir selbst mit harter Handarbeit verdient."

Peters eigne Gedanken über den Punkt, daß auch ein Regent sparen müsse, äusserten sich bey einem Gespräche über Sparsamkeit, wo er seine geflickten wollenen Strümpfe zeigte, deren noch ein Paar in der akademischen Kunstkammer in Petersburg verwahrt werden.

Einer von der Gesellschaft meynte nemlich, der Zaar könne auch wohl ungeflickte Strümpfe tragen. Warum, fiel ihm der Zaar in die Rede, warum sollte ich Strümpfe wegwerfen, die ich wohl noch ein Jahr tragen kann, wenn sie geflickt sind? Mit Lachen antwortete einer: damit die Wollen-Strumpffabrike mehr absetze. O, sprach der Kaiser, noch liefert sie lange nicht so viel, als ohne Rücksicht auf mich im Lande nöthig sind und noch immer aus der Fremde eingeführt werden müssen. Sollte sie einst mehr liefern, als im Reiche verbraucht werden, so will ich ihr schon Gelegenheit verschaffen, ihren Ueberfluß an die Nachbarn abzusetzen, und noch weiter zu verschiffen, und dafür Geld und andere unentbehrliche Waaren ins Land zu bringen. So lange dieses nicht geschieht, und das Land selbst nur so viel verarbeitet, als es nöthig hat, so bleibt es immer einer kleinen Reichsstadt gleich, wo ein Bürger für den andern arbeitet, alle zusammen aber arm bleiben, und nichts zur Aufnahme der Stadt beytragen können."

Als er auf seiner Reise nach Holland einige Tage den Pyrmonter-Brunnen trank, bat ihn der damahlige Graf von Waldeck zu

einer Mittagsmahlzeit auf sein neuerbautes Schloß Arolsen. Der Graf beeiferte sich durch eine überaus prachtvolle und kostbare Tafel seinem hohen Gast von dem Geschmacke eines regierenden Reichsgrafen eine hohe Idee beyzubringen, und führte alsdann den Kaiser im Schlosse herum, um demselben auch seinen Geschmack im Bauen zu zeigen. Er fragte nun den Kaiser, wie ihm das Schloß gefiele? Die Lage, antwortete Peter, ist sehr angenehm, der Bau groß und trefflich, aber bey allem dem bemerke ich einen großen Fehler. Der Graf bat ihn, denselben anzugeben, und erhielt von seinem Gaste, der die Besitzungen eines Grafen v. Waldeck wohl kannte, die Antwort: die Küche ist zu groß.

Peter war kein Feind des Vergnügens. Er genoß oft und viel, ohne doch dabey seine wesentlichen Pflichten zu vernachlässigen. Bey der Tafel mochte er gern muntre Unterhaltung haben. Fehlte es daran, so waren der Hofnarr la Coste und ähnliche Narren da, die des Kaisers Geschmack kannten und ihn zu befriedigen suchten; oder er fand sein Vergnügen an der Musik, welche dabey selten fehlen durfte. Seine liebste Tischgesellschaft waren Schiffbauer oder Seeofficiere. Mit die=

sen saß er oft bis spät in die Nacht und unterhielt sich vom Schiffbau und Seezügen. So wie sich Peter mit den Seeleuten belustigte, so gehörten auch Wasserfahrten zu seinen Lieblingsvergnügungen, die er genoß, so oft sich auch nur Gelegenheit dazu fand.

An der Jagd fand er keinen Geschmack. Er hielt kein Jägerkorps, sondern nur einige Russische Hofjäger, welche zur Schießzeit Wild in seine Küche lieferten, und bey der Admiralität ein paar geschickte Forstmeister, die das Bauholz in den benachbarten Wäldern auszeichnen und für den Anwuchs der Eichen Sorge tragen mußten, deren Anbau sich Peter vor allen angelegen seyn ließ. Als er einstmahls von einem Edelmann zur Jagd und Bärenhetze eingeladen wurde, schlug er die Einladung mit den Worten ab: „Jaget so viel, wie ihr wollt, die wilden Thiere; für mich ist diese Lustbarkeit nicht, so lange ich noch außer Landes einen kühnen Feind zu jagen und in meinem Lande wilde, widerspenstige Unterthanen zu bändigen habe.“

Auch das Kartenspiel liebte er nicht. Das Spielen war an seinem Hofe gar nicht Mode. Es durfte auch niemand mehr, als einen Rubel verspielen. Wer mehr verspielte,

war nach einem Zaarischen Gesetze in den Kriegsartikeln, nicht schuldig zu bezahlen.

Bey der Mahlzeit, wo oft der behutsame Mann sich auf eine Art äußert, die gemißdeutet werden kann, beobachtete Peter eine Regel, die der Klugheit vollkommen gemäß ist, nemlich die Bedienten zu entfernen. Wenn er mit seiner Gemahlinn allein speiste, was öfters geschah, so hatte er niemand als die vertrautesten Kammerjungfern und einen ganz jungen Pagen der Kaiserinn zur Aufwartung. Hatte er einen oder den andern von seinen Ministern, Generalen oder Seeofficieren bey sich zur Tafel, so wartete niemand als sein getreuer Oberküchenmeister Velten, ein Kammerjunker und ein paar kleine Pagen auf, und auch diese mußten, wenn der Nachtisch und für jeden Gast eine Bouteille Wein aufgesetzt war, sich entfernen und ihn mit seinen Gästen allein lassen. Einstmahls sagte er über der Tafel zu dem Preußischen Gesandten, Baron von Mardefeld: Die Miethlinge, die Lakaien, sehen einem bey der Tafel nur in den Mund, lauren auf alles, was man spricht, verstehen es krum, und erzählen es auch wieder krum.

Von Ceremonien und Geprängen war er kein Freund. Er glaubte nicht, daß die Größe eines Königs in Aufwand und prächtigen Aufzügen, sondern in der Weisheit und Kraft der Regierung bestehe. Nach seiner öfters geäußerten Meynung, hielt er das Geld, das man dafür ausgab, für übel angewandt. Er pflegte zu sagen: es fehle keinem Lande an Gelegenheit, seinen scheinbaren Ueberfluß zu seiner innern Verbesserung, zur Vergrößerung seiner Macht, zum Besten seiner Bewohner anzuwenden. Aus dieser Gesinnung machte er selbst gegen die auswärtigen Höfe, wo er sich befand, kein Geheimniß. Denn als ihn der König von England bey seinem Aufenthalt in London fragte, wie es ihm daselbst gefalle? antwortete er: Vieles gefalle ihm überaus wohl, besonders, daß er so wenig äußerlichen Staat, und die reichsten Leute nur in gemeinen reinlichen Kleidern daher gehen sehe. Als er auf seiner ersten Reise in Berlin war, nahm er die vor seine Wohnung geschickten königlichen Wagen nicht an, sondern ging zu Fuß nach Hofe. Als der König darüber seine Verwunderung bezeigte, sagte er, nach abgelegtem Danke: Das habe ich mir ja verbeten; denn ich bin dergleichen nicht gewohnt, und wollte kein

Aufsehen in der Stadt machen. Des Fußgehens aber bin ich gewohnt; ich gehe manchen Tag fünfzig Mahl weiter, als heute.

So wiß- und lernbegierig er selber war, so sehr wünschte er dieß auch bey andern zu bemerken. Alles, was nützt und man zu lernen Gelegenheit hat, muß man lernen, pflegte er zu sagen. Einst kam er dazu, als seine Tochter Elisabeth, die nachherige Kaiserinn unterrichtet wurde. Er bezeigte ihr seine Freude über ihren Fleiß, und ermunterte sie, ihre Jugendzeit wohl anzuwenden, um ihren Verstand und ihr Herz zu bilden.

Wie viel, setzte er hinzu, wollte ich darum geben, wenn ich in jüngern Jahren dazu Gelegenheit gehabt hätte, und angehalten worden wäre! Seine Schwester, die Prinzessinn Sophie, hatte ihn, wie bekannt, aus eigennützigen Absichten, allem, was der Jugend gefällt überlassen, und geflissentlich in der Unwissenheit erhalten, um die Regierung an sich zu ziehen. Peter hatte alles, was er wußte, erst als Mann mit verdoppelter Kraft-Anstrengung und Mühe erlernt; und doch konnte er nicht alles nachhohlen, und manche Fehler nie ganz ablegen.

Eine

Eine der hervorragendsten guten Eigenschaften Peters war seine Wahrheitsliebe. Das größte Versehen, das seinen Unwillen und seine Ahndung verdiente, vergab er auf ein aufrichtiges Bekenntniß der wahren Umstände.

Da jedermann sich ihm nähern und ihm seine Noth, oder sein vermeintliches Unrecht klagen konnte, so fragte er den Bittenden, indem er ihn scharf anblickte, vor allem, ob er von der Wahrheit seines Vortrages und der Richtigkeit seiner Anklage überzeugt sey? Dann hörte er ihn gelassen an, bestellte ihn auf einen gewissen Tag und Stunde zu sich in den Senat, oder in das Collegium, wohin die Sache gehörte, untersuchte sie von neuem und unterschied sie. — Ertappte er jemand auf einer Unwahrheit, der verlor sein Vertrauen und konnte es nicht anders wieder erwerben, als wenn er bewies, daß er unwissend und ohne böse Absicht gegen die Wahrheit gesündigt habe. Aber auch alsdann pflegte er mit ernsthafter Miene zu sagen: „Wenn du ein andermahl etwas zu sagen hast, so versichere dich zuvor der Wahrheit deines Vortrages.“ Sprach jemand in seiner Gegenwart von einer Person übel, so pflegte er erst aufmerksam zuzuhören und ihm dann in die Re-

de zu fallen und zu sagen: „Hast du ihn auch auf seiner guten Seite betrachtet? erzähle nun, was du da wahrgenommen hast.“

Er wünschte, wie er damahls geäußert, vorzüglich das Urtheil des Auslandes über sich und seine Regierung zu wissen. Als einst einer seiner Gesandten von seinem Posten zurückkam und sich bey Hofe gemeldet hatte, ließ ihm der Zaar sagen: er könne sich um Mittag, wenn Se. Majestät aus dem Collegium kämen, wieder melden. Er stellte sich zur bestimmten Zeit ein und ward zur Tafel behalten. Ueber derselben fing der Zaar an, sich nach allen Umständen des Landes zu erkundigen, wo der Gesandte gewesen war, und brachte mit dieser Unterhaltung die ganze Tischzeit zu. Zuletzt fragte er mit freundlicher Miene, was man ausser Landes von ihm halte und spreche? Alles Gute, und viel Rühmliches, antwortete der Gesandte. Man bewundert vornehmlich Eurer Majestät Klugheit und Verstand bey so mühsam ausgeführten Unternehmungen, und hegt überall die größte Hochachtung für dieselben. Gut, gut, sagte der Monarch, das kann alles wohl seyn, und das spricht die Schmeicheley von allen Monarchen, wenn sie weiß, daß es ihnen wie-

der zu Ohren kommt. Das alles verlange ich jedoch nicht zu hören, sondern ich will wissen, was man von mir in auswärtigen Ländern spreche, wo man mich auch von der andern schlimmern Seite ansieht. Das bitte ich unverhehlt zu erzählen, es mag auch lauten, wie es wolle. Denn ich weiß wohl, daß man mich ausser Landes von allen Seiten beurtheilt, mich so, wie ich den Auswärtigen vorkomme, betrachtet, und überall so frey von mir spricht, daß du unfehlbar genug von mir gehört haben müssest. Eben das will ich von dir vernehmen und sehen, ob es mit dem übereinkomme, was ich schon öfters gehört habe, und ob du mir die Wahrheit sagen werdest. Der Gesandte antwortete darauf mit einer tiefen Verbeugung: „Wenn E. Majestät es befehlen, so will ich alles sagen, was ich Uebles von Ihnen gehört habe, und sagte nemlich: Ew. Majestät müßten ein strenger Herr seyn, der mit seinen Unterthanen hart umgehe, gerade mit Strafen durchfahre und wohl keine Vergebung kennen. Bey diesen Worten fiel ihm der Zaar in die Rede und sagte lächelnd: „Nein, nein, mein Freund! du willst nicht gerade heraussagen, was du unfehlbar von mir gehört haben mußt, nemlich, daß ich ein

grausamer Herrscher und ein Tyrann sey: das sagen die Leute ausser Landes von mir; aber was für Leute? Die meisten, die von den Umständen nichts wissen, in denen ich mich anfänglich viele Jahre lang in meinem Reiche befunden habe, und wie viele von meinen Unterthanen meinen besten Absichten für das Vaterland die abscheulichsten Hindernisse in den Weg gelegt und mich unvermeidlich in die Nothwendigkeit gesetzt haben, mit aller Strenge, niemahls aber grausam, noch weniger tyrannisch gegen sie zu verfahren. Daneben hat es mir aber auch an verständigen patriotischen und tapfern Söhnen des Vaterlandes nie gefehlt, die meine heilsamen Absichten erkannten, sie redlich und standhaft befördern geholfen und dafür alle Erkenntlichkeit und Wohlthaten von mir empfangen haben.

Kurz vor seinem Tode bot das Schicksal diesem großen Manne noch Gelegenheit, seine unbrgrenzte Menschenliebe wieder zu zeigen. Bey sehr stürmischen Wetter sahe man nemlich in der See kaum eine Werste von Lachta, bey schon fast dunkelm Abend, eben als der Kaiser daselbst gelandet hatte, ein Boot von Kronstadt mit Soldaten und Matrosen besetzt und überladen, sich in größter Gefahr

mit den Wellen herumschlagen, und endlich nicht weit von Lachta auf der Untiefe stranden. Der Kaiser schickte demselben eine Schaluppe mit seinen Leuten zu Hülfe, die aber mit aller angewandten Mühe das Fahrzeug nicht los zu machen vermochten. Er sah mit unverwandten Augen dahin, entrüstete sich, daß es so lange währte und etliche Menschen daselbst von den Wellen hingerissen und halb todt aus dem Wasser gezogen wurden.

Plötzlich entschloß er sich selbst dahin zu fahren und zur Rettung der Leute und des Fahrzeuges Hand anzulegen. Da er nun etwa hundert Schritte vom Platz in die See gekommen war, konnte er wegen der Untiefen des Wassers nicht näher ankommen, sprang also aus der Schaluppe ins Wasser und watete bis an die Knie in demselben an das gestrandete Boot, half es losmachen und rettete die Leute. Diejenigen, die am meisten gelitten hatten und sich kaum auf den Beinen halten konnten, ließ er in die nächsten Bauerhäuser bringen und daselbst verpflegen. Er mußte sich ganz ausziehen und trockne Kleider anlegen. Bey alle dem schien er sich nichts daraus zu machen, ob er gleich bis über den halben Leib durch und durch von Nässe und Kälte durch-

drungen war. Genug, daß er das Vergnügen genoß, durch seine Gegenwart und mit schwerer Arbeit das gestrandete Boot losgemacht und über zwanzig Menschen beym Leben erhalten zu haben, ohne hierbey im geringsten zu bedenken, daß ihn eben diese Errettung in der Folge wieder in einen Zustand versetzte, in welchem sein theures Leben nicht mehr gerettet werden konnte.

Lichtenstein.

Der Fürst Joseph Wenzel von Lichtenstein war einer der edelsten Männer unter dem österreichischen Adel; ein verdienstvoller Krieger, ein warmer Patriot und ein thätiger Menschenfreund.

Sein Grundsatz war: „Geburt und Reichthum dürfen nur dann auf die Achtung des Publikums und den Beyfall der Welt Anspruch machen, wenn man sie zur Ehre, und zum Dienste des Vaterlandes verwendet — und wahrer Adel müsse sich durch Patriotismus, Liebe für den Landesfürsten, durch Wohlthun und Beförderung des Guten und Schönen auszeichnen. Seine Handlungen bezeugten es, daß es wahrhaft sein Grundsatz war.

Als Verbesserer des österreichischen Artilleriewesens hat Lichtenstein sich bey der Nachwelt ein unsterbliches Denkmahl gesetzt — als

Beschützer und Gönner der Kunst glänzt sein Nahme im Tempel des Geschmacks — und als Wohlthäter der Menschheit fließt ihm noch jetzt manche Thräne des Dankes auf sein Grab.

Wie großmüthig Lichtenstein war, ist folgende Anekdote Beweises genug. Als er 1734 am Rhein stand, gerieth er mit dem Kronprinzen von Preussen, nachmahligen König Friedrich II. in Bekanntschaft. Dieser Prinz, den sein königlicher Erzeuger etwas zu schmal hielt, brauchte öfters gewisse Gefälligkeiten. Lichtenstein hatte Gelegenheit, ihm so eine Gefälligkeit zu erweisen — und sie war nicht klein. — Es waren viele Jahre vorüber, als König Friedrich dem Fürsten Kapital und Interesse mit dem Beysatze zuschickte: daß er diese Schuld in seinem Portefeuille gefunden habe. Lichtenstein, der, ohne König zu seyn, königlich dachte, nahm nur das Kapital an.

Diese Großmuth gefiel dem König, er wollte nicht minder großmüthig handeln, und überschickte nun dem Fürsten ein porzellänenes kostbares Tafelservis aus seiner eigenen Fabrike, mit einem schmeichelhaften Handbillet, worin Friedrich unter andern witzigen Gedanken den Wunsch thut: Daß seine Freundschaft dauerhafter seyn möge, als

dieses Porzellan. Lichtenstein, der dem Könige durchaus keine Verbindlichkeit haben wollte, machte ihm nun mit einer Statue von Bronze ein Gegengeschenk, die den Antinous, den Liebling des Kaisers Adrian vorstellte: für die ihm der König einst 30,000 Gulden angebothen hatte, die Lichtenstein aber ausschlug.

Das Tafelservis ist noch jetzt im fürstlichen Hause vorhanden, und wird noch lange ein Familiendenkmahl von der Großmuth eines Fürsten Wenzel von Lichtenstein und der Erkenntlichkeit eines Friedrich Königs von Preussen bleiben. —

Wie edel und großmüthig Lichtenstein in Frankreich sich betragen, welche Wohlthaten er da ausgespendet habe, bezeuget ein im fürstlichen Archive noch vorhandenes eigenhändiges Schreiben von Ludwig XV. an den Kaiser.

In einem Treffen zwischen Czaslau und Chotusitz führte der Fürst den rechten Flügel der Kavallerie an, und half die Kavallerie des Königs von Preussen zu Grunde richten. Er verfolgte einen feindlichen Trupp eine große Strecke. Sein Feuer führte ihn zu tief in die Schlacht, so daß man ihn einige Stunden für todt hielt, bis er endlich mit dem General

Birkenfeld aus dem Gemenge wieder zum Vorschein kam. Wie tapfer er gefochten habe, zeigte seine ganz mit Blut bespritzte Uniform und sein Degen.

Unter mehr andern Feinden, die er in das Reich der Schatten schickte, befand sich ein preußischer Kürassier, einer von den Riesen, die sich noch aus Friedrich Wilhelms Zeiten herschrieben. Er war im Handgemenge mit gezücktem Säbel auf unsern Helden eingedrungen, um, (wie er sich nach seiner Redensart ausdrückte) dem österreichischen Racker den Kopf zu spalten. Lichtenstein wich dem Hiebe aus, und faßte seinen Mann dafür zwischen Lenden und Küraß so hurtig und herzhaft, daß der Degen bis ans Gefäß in den Leib fuhr, und den Koloß aus dem Sattel hob.

Diese Anekdote pflegte der Fürst selbst oft, bey guter Laune, seinen Gästen zu erzählen, und sogar noch in spätern Jahren funkelte sein Auge vom kriegerischen Feuer, wenn er die Attitüde beschrieb, in der er den Preussen vom Pferde spießte.

Wer weiß nicht, daß Joseph II. unser unvergeßlicher Kaiser, der ein vorzüglicher Schätzer des arbeitsamen Bauerstandes war, auf seiner Rückreise von Olmütz nach Wien

auf der Prostnitzer Herrschaft an der Heerstrasse den Pflug durch ein ganzes Joch Acker mit eigener Hand gelenkt habe?

Diese schöne Handlung, die in Josephs Geschichte ein ewiges Denkmahl seiner Menschlichkeit bleibt, verewigte der patriotische Fürst Lichtenstein durch ein besonderes Monument. Er ließ auf derselben Stelle mit Einverständniß der mährischen Stände ein Denkmahl mit der Inschrift errichten:

Dem Andenken
Josephs II. römischen Kaisers,
der im Jahre 1769.
den 19ten des Augustmonaths,
zur Ermunterung des Fleißes und
Verherrlichung der nützlichsten
aller Künste,
mit eigener Hand den Pflug
durch dieses ganze Joch Ackers lenkte.
Mit Einverständniß
der Stände von Mähren
geweiht
von
Joseph Wenzel Fürsten v. Lichtenstein.

Jeder Künstler hatte freyen Zutritt zu ihm. Er belohnte den Ersinder, und vollendeten Kürstler, und ermunterte durch Geschenke das angehende Genie. Viele zogen einen lebenslänglichen Gnadengehalt von ihm. — Er wollte aber, daß sich der Künstler beschäftige, und bestellte daher oft Arbeiten, die er nicht brauchte.

Nichts aber übertraf sein Mitleiden gegen Arme. Die Summe, die er jährlich für die leidende Menschheit hingab, ging in die Tausende. Eine Menge armer Wittwen wurden von ihm unterhalten, uud viele verlassene Waisen auf seine Kosten erzogen.

In Feldsperg ließ er ein besonderes Waisenhaus für 20 arme Knaben herstellen, die er im Lesen und Schreiben unterrichten, verkösten, kleiden und dann auch nach ihrer Neigung und Fähigkeit ein Handwerk lernen ließ.

Es gab täglich gewisse Stunden, wo die Armen sich vor den Fenstern seines Pallastes versammelten, die dann auch nie ohne reichliches Almosen wegkamen. Er hatte den Satz angenommen, daß Leute, die ihn um Hülfe ansprechen, wenigstens dürftig seyn müssen,

und daß ein gutes Herz nicht untersuchen soll, ob sie es durch oder ohne ihre Schuld sind. Er sah es auch, (so sehr er selbst die Gesetze des Landes ehrte) gar nicht gerne, wenn die damahlige Sicherheitswache ihm die Armen verscheuchte: ja, er gab wohl auch, sobald er die Annäherung dieser Aufseher merkte, den Armen den Wink, sich aus dem Staube zu machen.

Wenn er ausging oder ausfuhr, mußten seine Bedienten die Taschen voll Münze haben. (Wer hat des Cornelius Nepos Biographien gelesen und erinnert sich nicht des freygebigen Cimon?) Es stand der Verlust seiner Gnade darauf, wenn sie einen Armen unbeschenkt wegliessen. Erfuhr er, daß es irgendwo beschämte Hausarme gab, so schickte er ihnen, ohne sich erst darum ansprechen zu lassen, oft beträchtliche Summen zu.

Folgende Anekdote legt sein theilnehmendes Herz für die leidende Menschheit ganz an den Tag. Gleich ausser Feldsperg liegt ein Kloster der barmherzigen Brüder. Bey diesem sah Lichtenstein im Vorbeyfahren einen Kranken vor der Pforte liegen. Er hielt still, und

als er vernahm, daß man diesen Kranken aus Mangel an hinlänglichen Betten nicht ins Kloster aufnehmen könne, ließ er den Prior an die Kutsche kommen.

Warum nehmet ihr diesen Elenden nicht in euer Krankenzimmer?

Weil wir kein leeres Bett mehr haben, war des Priors Antwort.

Wo schlafen Sie? fragte Lichtenstein.

In meinem Bette, erwiederte der Pater. —

Gut, sagte Lichtenstein, in eurer Regel steht geschrieben, daß ihr euch auf die Erde und die Kranken in euer Bett legen sollet. — Sie werden also augenblicklich diesen armen Menschen nach Ihrem Bette bringen.

Hier half keine Widerrede. Der Kranke wurde ins Kloster gebracht; und wie mich dünkt, wird sich gewiß ein leeres Bett gefunden haben.

In spätern Jahren war Lichtenstein, sagt sein Biograph, ganz das Bild des gutherzigen Murrkopfes, den Goldoni uns so liebenswürdig schilderte. Er jagte bey übler Laune oft wegen Kleinigkeiten Leute aus dem Dienste, ließ ihnen aber lebenslänglich

ihren Gehalt; andere durften nicht mehr vor seinem Gesichte erscheinen; aber er betreute sie in seinem Testamente — und viele gewannen durch seine Ungnade mehr, als sie vielleicht durch seine Gnade gewonnen hätten. —

Franz II.

Nach dem am 22. May 1794. über General Pichegru von dem Prinzen von Coburg bey Tournay in beständiger Gegenwart des Kaisers, erfochtenem Siege, wo der Feind über 6000 Mann verlor; aber auch unsere Truppen gegen 2000 Mann einbüßten, befahl der gefühlvolle Monarch, daß diese Nachricht nicht wie sonst durch Einreitung eines Kouriers in der Hauptstadt bekannt gemacht werden soll, „weil dieser durch den Tod so vieler würdiger Männer und treuer Unterthanen erlittene Verlust für sein väterliches Herz ein zu kostbares Opfer sey, das die freudige Empfindung des Sieges verminderе."

Eine neue Bekräftigung dieses väterlichen Gefühles unsers Monarchen ist das schöne Denkmahl, das er sich in den Herzen so vieler Unglücklichen und jedes Verehrers der Mildthä-

tig-

tigkeit gestiftet hat, als er im Jahre 1799. bey der durch den Eisstoß eingetretnen Ueberschwemmung den von diesem Unglücke bedrückten Einwohnern zu Hülfe kam. Seine k. k. Majestät begaben sich täglich in eigener Person in die Gegenden, wo die Gefahr am größten war, prüften Selbst die getroffenen Anstalten, ordneten die erforderlichen Mittel zur Rettung jener, die der Gefahr am meisten ausgesetzt waren, an, und munterten die Arbeiter durch eigene Gegenwart, Zuspruch und Gaben auf.

Schwesterlich reicht dieser schönen Handlung eine andere die Hand. Als vor einigen Jahren die Einwohner der Stadt Lienz durch Feuer verunglückt wurden, erließ der menschenfreundliche Monarch folgende allerhöchste Entschließung:

„Da die bekannte belästigte Lage der Finanzen nicht gestattet, diesen Unglücklichen insgesammt eine so ergiebige Hülfe, wie sie dem Wunsche meines Herzens zusagte, zuzuwenden, so muß Ich wider den Hang meines Herzens mich begnügen, lediglich der armen Klasse der Verunglückten eine augenblickliche Erleichterung zu verschaffen, wozu ich den Beytrag von drey tausend Dukaten bestimme, welcher verhältnißmäßig, nach dem mehr oder weniger getroffe-

nen Unglücke, sogleich unter dieselben zu vertheilen, seiner Zeit aber von dem Gubernium die Art, wie die Vertheilung geschehen, an die Finanz-Hofstelle auszuweisen seyn wird."

Aber wer würde auch alle die Züge der bekannten Herzensgüte unsers erhabnen Monarchen aufzählen können? Franz II. lebt zu tief in den Herzen Seiner glücklichen Unterthanen, als daß es der Anführung mehrerer Beweise derselben bedürfte.

Erzherzog Karl.

Karls Heldengeist ist zu allgemein berühmt, als daß man hievon einige Züge liefern dürfte. Das untrüglichste Zeugniß seines Kriegsruhmes und das größte Lob seiner Heldenthaten ist das Geständniß der Feinde selbst. Als General Kray das Kommando übernahm, sagten die Feinde den Kaiserlichen frey heraus: „Wir fürchten euch nicht! denn seitdem der Erzherzog die Armee verlassen, ist sie um vierzig bis fünfzig tausend Mann geringer geworden.“ Welche inhaltsvolle Rede! —

Karl ist ein eben so großer Menschenfreund als Held. Wie besorgt war er nicht um das Befinden seiner kranken und verwundeten Krieger! Er scheute keine ansteckende Krankheit, keine Seuche, keine Gefahr, sondern besuchte die Spitäler selbst, um sich von

der Lage seiner kranken Soldaten mit eignen Augen zu überzeugen.

Wer kennt nicht seine angeborne Herzensgüte, seinen Hang zum Wohlthun? Wie viele im Kriege verunglückte Officiere, die ihre Bagage, ja oft ihr ganzes Vermögen verloren hatten, hat er nicht unterstützt und völlig ausgerüstet? — Welche Summen theilte er nicht unter die Soldaten aus. Gleich Anfangs, als er zur Armee kam, unterstützte er aus seinem eignen Vermögen, wo er immer konnte, Officiere und Soldaten; seine Freygebigkeit hatte, seitdem ihm Christinens Erbschaft zu Theil geworden, keine Gränzen. Jeder Sergeant, der zum Officier befördert wurde, dem es an Mitteln, sich zu equipiren fehlte, erhielt aus seiner wohlthätigen Hand ein Geschenk von 25 Dukaten. Viele arme brave Officiere bekamen monathlich eine Zulage von zehn Gulden. Das, was der Erzherzog der Armee überhaupt während jenes kalten Winters an Wein, Brantewein, Fleisch u. s. w. geschenkt hat, mag die Summe von hundert tausend Gulden übersteigen, und bekanntlich hat dieser große edle Prinz, als er 1800. die Armee verließ — den armen Officieren die Zusicherung ertheilt, ihnen, so lang der Krieg

dauern wird, die versprochene Zulage bezahlen zu lassen. Welche Aufopferung zum Dienste des Staates und der Menschheit!

Wie erkenntlich Karl gegen seine Wohlthäter ist, mag uns dieser herrliche Zug seiner schönen dankbaren Seele beweisen. Daß ein braver Lehrer unter unsre ersten Wohlthäter gehöre, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Kaum erfährt der Erzherzog, daß einer seiner alten Lehrer, der K. K. General Spanochi, in Bayern in französische Gefangenschaft gerathen, als er dem Obergeneral Moreau schreibt: „Ich weiß es, es ist nicht Kriegsgebrauch, die Befreyung eines tapfern Generals, der in Kriegsgefangenschaft gerathen, zu begehren; allein meine Pflicht fordert mich auf, mich für den General Spanochi zu verwenden — er war einst mein Lehrer — als solcher hat er meine ganze Hochachtung!“ — Durch einen so erhabnen edlen Zug gerührt, antwortet der großmüthige Obergeneral: „Meine unbegränzte Hochachtung Ihro Königlichen Hoheit zu bezeigen, gebe ich sogleich Befehl, daß der wackere General Spanochi in acht und vierzig Stunden in Wien eintreffen muß!“

Mathias Corvinus.

Auf der Versammlung der Stände in Torda hörte Mathias die Beschwerden und Klagen der Unzufriednen an, er fand sie gerecht und befreyte die Gekränkten von dem Drucke, unter dem sie bisher vergeblich geseufzt hatten. Die Nachsicht des Statthalters gegen die Steuereinnehmer der Provinz ward dem Monarchen als die wirksamste Ursache der allgemeinen Unzufriedenheit bekannt; er entsetzte ihn seiner Würde, ob er ihm gleich sonst mit vorzüglicher Neigung ergeben war. Zapolya der Busenfreund des Schuldigen trat vor dem Könige als sein Vertheidiger auf; aber beschämt mußte der Sachwalter des Strafbaren von dem Vater des Vaterlandes zurücktreten. Er schlug den Weg der Gnade ein, aber ein strenger Verweis war die Antwort auf seine Bitten und Vorstellungen; die Ge-

rechtigkeit blieb der glänzende Sieg. Zapolya, eingedenk der Achtung, der ihn der alte Hunyadi würdig gefunden, der würdigen Dienste sich bewußt, die er Hungarn, die er dem von seinen Vasallen einst verachteten, verlassenen, verrathenen Könige geleistet hatte, hielt das für unverdiente Geringschätzung, für entehrende Verletzung seines Ansehens, was in Mathias nur Aeußerung seiner bessern Grundsätze, nur Wirkung eines reinern Eifers für die Gerechtigkeit war: gebeugt und entrüstet verließ er das Gefolge des Regenten, um in dem Nachgenusse seiner ruhmvollen Thaten in Zukunft nur sich selbst zu leben, um auf seinem heitern ruhigen Zipserhause unter dem Rauschen der einsamen Wunderquelle (eine versteinernde Quelle) der Tücke und der Treulosigkeit des Glückes zu vergessen.

Der Erzbischof von Gran brachte dem Könige die erste Nachricht von Zapolyas Entweichung: „Einen," versetzte Mathias, mußt' ich verloren geben, Zapolya oder die Gerechtigkeit." — Vitez wollte ihn bewegen, das strenge Verfahren gegen den Statthalter zu mildern; das Einseitige seiner Gründe setzte den König in Eifer. Heftig ergriff er die Hand des Primas und legte sie auf seine Brust:

„Greis, — sprach er, — fragt dieses unbestechliche Orakel hier, ob es euch nicht mehr darum zu thun ist, euern Einfluß zu zeigen, euer Uebergewicht über mich geltend zu machen, als den Schuldigen von der Strafe zu befreyen. Ich darf euch nicht hören, wo meine Herrscherpflichten die Pflicht gegen meinen alten Lehrer verdrängen.“ Vitez ward empfindlich, Mathias dadurch nur entschlossener. „Auf dem Throne, sprach er, erkenne ich nur einen Richter über mich; sollte auch die ganze Nation wider mich aufstehen; solltet ihr euch selbst an die Spitze der Empörten stellen, so werde ich doch unerschrocken thun, was gerecht ist; damit ich beherzt vor ihn hintreten und sagen kann: „Herr! ich handelte gerecht, selbst wenn deine Gesalbten die Forderungen meines Eigennutzes oder ihres Ehrgeitzes mir zum Gesetze machen wollten.“

Nach der Eroberung von Wessle durch die Böhmen sah sich Mathias in der schlimmsten Lage, die nur möglich war. — Geschlagen, ohne Kriegsbedürfnisse, ohne Hülfe derjenigen, für die er sich aufgeopfert hatte, fand er nur in der Kraft seines Geistes Mittel zur Rettung seines Glückes und seiner Ehre, der jetzt auch die menschliche Treulosigkeit unter Vorspiege=

lung blendender Vortheile nachstellte. Für fünf tausend Dukaten bot sich ihm ein Ritter zum Meuchelmörder Georgs Podiebrad an. Für die gewisse Ausführung der That verbürgte er sein Leben. Aber Mathias verschmähte den schändlichen Antrag, und stieß den Ehrlosen mit Abscheu von sich. „Geh, Niederträchtiger," sagte er, „ich will meine Feinde im offnen Felde besiegen, aber nicht durch den schändlichen Meuchelmord, zu dem nur der feige Bösewicht seine Zuflucht nimmt." —

Daß Mathias Eifer für die Gerechtigkeit wahr und standhaft gewesen sey, ist der zuverläßigste Beweis, weil es nach seinem Tode bey seinen Freunden und Feinden zum Sprichworte ward: Mathias ist gestorben, die Gerechtigkeit ist dahin.

Gustav Adolph.

Dieser große Mann, das Wunder seiner Zeit, Held, Vater seiner Unterthanen, Beförderer der Künste und Wissenschaften, zeigte schon als Knabe, was man von ihm als Mann erwarten dürfte.

Als sein Vater ihn in seinem fünften Jahre mit nach Calmar nahm, um die Flotte, die man wider die Lübeker ausrüstete, zu sehen, und ein vornehmer Officier den jungen Prinzen fragte, welches Schiff ihm am besten gefiele? antwortete der Prinz: Dieses da, und zeigte mit seiner kleinen Hand nach einem Schiff, das Swarta = Riddarn, oder der schwarze Ritter hieß. Und warum hat dieses Ihren vorzüglichen Beyfall? Weil es, erwiederte der Prinz, die meisten Kanonen führet.

Ein Oeländischer Bauer überbrachte ihm eines von den kleinen Pferden, deren Rasse sich noch in dieser Gegend erhält. Ich werde euch dieses Pferd bezahlen, sagte der Prinz zu ihm; denn vermuthlich habt ihr mirs nicht schenken wollen; so ein Mann braucht Geld. Er zog hierauf einen kleinen Beutel mit Dukaten aus der Tasche, und schüttete ihn in die Hände des Bauers völlig aus.

Der Herzog, sein Vater ging einst auf den Wiesen bey Nykiöping spazieren und ließ den jungen Gustav zu sich bringen, damit er ein wenig laufen sollte. Sobald er sich in Freyheit sah, lief er nach den Gesträuchen. Man wollte ihn durch die Vorstellung, daß sich hier große Schlangen aufhielten, zurückhalten. Gebt mir einen Stock, antwortete er ganz unerschrocken, damit ich sie tödten kann.

Nach der Einnahme der Stadt und des Schlosses Calmar führte Christian seine Flotte nach Dännemark zurück und beendigte den Feldzug von 1611. Um die Abwesenheit seines Feindes zu nützen, übertrug der König von Schweden dem Prinzen Gustav das Kommando eines kleinen Corps, mit dem er nach Oeland überschiffte, und sich dieser Insel und des Schlosses Borgholm mit einer gleichen Ge-

schwindigkeit, wie Christian, wieder bemeisterte. Auf seinem Rückzuge stellte man ihm einen Dänen vor, der von dem Kommandanten zu Christianopel in der Landschaft Bleckingen mit einem Schreiben an den König von Dänemark abgeschickt worden war, worin der Kommandant seinen König bat, ihm fünfhundert Reiter zuzuschicken, damit er dadurch in den Stand gesetzt würde, dem Vordringen der Schweden Einhalt zu thun. Der junge Prinz faßte sogleich den Entschluß, diesen Vorfall zu benützen, um Herr von Christianopel zu werden. Er ließ fünfhundert schwedische Reiter dänisch kleiden, setzte sich in der Nacht in aller Stille mit denselben in Marsch und näherte sich der Stadt. Die Gleichheit der Sprache und die Verkleidung der Truppen betrogen die Dänen. Die Thore wurden geöffnet: die schwedischen Reiter drangen ein und hieben die Besatzung nieder, ehe sie sich noch zur Wehre setzen konnte. Dieß war Gustavs erster Versuch. In einem Alter, wo andere kaum zu gehorchen wissen, bekleidete er schon die Stelle eines Feldherrn.

„So lange wir," sagte er einst zu seinem Feldmarschall Jakob de la Gardie, „dem König von Pohlen nur mit der Feder antwor-

ken werden, so lange werden wir auch immer den kürzern ziehen. Er hat bessere Schreiber, als wir, diese verstehen die Kunst zu schimpfen besser. Allein, wenn wir mit der Hülfe Gottes die Leute zur Vernunft bringen wollen, so müssen wir ihnen in der einen Hand den Frieden, in der andern den Degen zeigen, und wir werden sie bald so geduldig als die Schafe sehen."

Gustav arbeitete oft wie ein gemeiner Soldat, und seine Wachsamkeit im Felde übersteigt allen Glauben. — Die schwedische Armee schlug eine Meile von der Stadt Riga auf den Dünen ihr Lager auf, und der Fluß lag ihr gegen Morgen. Man arbeitete sogleich an einer Circumvallationslinie, an die Gustav selbst Hand anlegte, um durch sein Beyspiel das Werk zu beschleunigen.

Man sah ihn während dieser Belagerung öfters mit der Schaufel in der Hand die Dienste eines gemeinen Mannes verrichten, theils um die Arbeiter aufzumuntern, theils seinen Körper bey der zu einem Krieger erforderlichen Stärke und Munterkeit dadurch zu erhalten. — Riga wurde erobert. Den vom Magistrate abgesandten Deputirten sagte er folgendes: „Ich vergesse euer nicht gar anständiges Be-

tragen gegen mich, und eure Hartnäckigkeit, euch zu vertheidigen, da ihr doch ohne alle Hoffnung einer Hülfe waret; doch ihr habt aus einer guten Absicht gehandelt. Ich vergesse auch alle ungeziemenden und beleidigenden Reden, die von Uebelgesinnten gegen mich ausgestreut wurden, um mich den Einwohnern von Riga verhaßt zu machen. Es ist unter meiner Würde, die Urheber derselben zu entdecken. Ich verlange nun nichts von euch, als eben die Treue, die ihr gegen meinen Vetter, den König von Pohlen bewiesen habt, und statt eure Freyheiten zu mindern, werde ich vielmehr geneigt seyn, sie zu vergrößern.

Jeden Waffenstillstand benützte Gustav zur Beförderung der Künste und Wissenschaften in seinem Reiche. — Er las gern gute Bücher, und fand auch mitten im Geräusche der Waffen, besonders an Grotius Buche vom Rechte des Kriegs und Friedens Vergnügen.

Da er aus eigner Erfahrung wußte, mit wie vielen Schwierigkeiten die strenge Befolgung der Theorie verknüpft sey, so sagte er einstmahls im Scherz: „Ich will dem guten Grotius den großen Unterschied zwischen Theo-

rie und Praxis zeigen, und ihm beweisen, wie leicht es sey, Lehren zu geben, aber wie schwer, sie zu befolgen."

Den 8ten Dezember 1626 wurde die Königinn von einer Prinzessin, der nachmahligen Königinn Christina, entbunden. Man wünschte, man hoffte lange einen Prinzen, und es waren wirklich Merkmahle vorhanden, die während der Schwangerschaft diese Hoffnung unterstützten. Allein man betrog sich. Indeß wurde das ganze Schloß mit der Freude erfüllt, daß es ein Prinz wäre, und selbst der König wurde auf einige Augenblicke hintergangen. Endlich brachte ihm seine Schwester Christina die Prinzessinn im weiblichen Anzuge, und riß ihn aus dem Irrthume. Er sah diese Veränderung, ohne bestürzt zu werden, und empfing die Prinzessin mit so vielem Vergnügen, als wäre er nicht getäuscht worden. „Ich hoffe," sagte er zu seiner Schwester, „das Mädchen soll mir so werth seyn, als ein Knabe, und ich bitte Gott für ihre Erhaltung;" dann setzte er lächelnd hinzu: „sie wird schlau werden; denn sie hat uns alle betrogen."

Gustav zog eben mit seiner siegreichen Armee von Halle nach Erfurt, da begegnete ihm nicht weit von der Stadt ein Hallore,

der aus seinem Strohhute Weintrauben aß. Der König fragte ihn, was er da schmause? Weimern, sagte der Hallore ganz kurz und wollte seine Wege gehen. Der König, der sich unter dem verdrehten Worte Weimern unmöglich Weintrauben denken konnte, ließ sich den Hut aufs Pferd geben, und da er schöne Weintrauben darin fand, ritt er damit fort, und ließ sichs wohl schmecken. Der Hallore aber, dem es einerley war, ob ihm ein König oder ein Bürger seinen Hut genommen habe, lief, was er konnte, neben dem Pferde her, und schrie aus Leibeskräften: „Meinen Hut, meinen Hut!“ — Gustav Adolph, dem diese Dreistigkeit gefiel, nahm seinen sammtnen, mit goldnen Schnüren besetzten Hut ab, und warf ihn dem Halloren zu, der ihn denn in die Brüderlade schenkte, wo er sehr lange aufbewahrt wurde.

Als der große König seine Truppen in Pommern ans Land setzte, und mit dem Herzog in Stettin wegen Ergebung der Stadt Unterredung hielt, sagte dieser: er wolle die Sache mit seinen Räthen überlegen. Gustav schlug sich auf die Brust und sagte: „Hier ist der König, hier ist der Rath und die That.“

Valen-

Valentin Jamerai Duval.

Duval wurde zu Artonay, einem kleinen Dorfe in Champagne, im J. 1695. geboren. Er war zehn Jahr alt, als sein Vater, ein armer Bauersmann starb. Krieg und Hungersnoth verwüsteten damahls Frankreich, und Duvals Mutter flehte in ihrem Elende gar oft zum Himmel um den Tod ihrer Kinder, deren Hunger sie nicht stillen, deren Blöße sie nicht bedecken konnte.

Unter so äußerst armseligen Umständen gewöhnte sich Duval schon als Kind an eine harte Lebensart, und selbst an den Mangel der allerersten und nöthigsten Bedürfnisse. — Er konnte kaum lesen, als er im zwölften Jahre seines Alters bey einem Bauer seines Geburtsortes in Dienst trat, und von ihm zum Hüter junger kalekutischer Hühner angestellt wurde. Eine kleine Jugendthorheit

machte, daß er aus dem Dienste gejagt wurde; und weil er im Dorfe keinen andern finden konnte und seiner Mutter auch nicht zur Last fallen wollte; so beschloß er sein Glück weiter zu suchen.

Er verließ seinen Geburtsort im Jahre 1709, gerade zu Anfang des berüchtigten Winters, der ihn auf seiner ersten Reise aus seinem Geburtsorte, mit mächtigem Grimme und in einem Zustande, der ohne denselben schon kläglich genug gewesen wäre, verfolgte. Auf dieser Reise wurde er krank. Unweit Brie fand er auf einem Pachtgute Aufnahme; da erwartete er, von den heftigsten Schmerzen gefoltert, in einem Schafstalle den Tod. Er bekam die Pocken. „Meine gräßliche Gestalt, sagt er in einem eigenen Aufsatze, hielt die Schafe doch nicht ab, mich häufig zu besuchen. Da ich nun nicht Kräfte genug hatte, sie von mir wegzujagen; so nahmen sie sich öfters die Freyheit, mein Gesicht abzulecken, wobey mich die Härte ihrer Zungen Qualen, wie sie Marsyas litt, ausstehen ließ. Weniger um meiner selbst, als vielmehr der armen Schafe willen, that ich mein Möglichstes, ihren grausamen Schmeicheleyen auszuweichen; denn ich befürchtete, da ich nicht

wußte, daß das Gift, wovon ich strozte, nur Geschöpfen meiner Art eigen sey, sie damit anzustecken. — Welch ein edler Zug in dem Charakter des jungen Duval! — Nach vielen Leiden und neuen Mühseligkeiten wurde er wieder hergestellt, und ging sich selbst überlassen, seine Wege, um Dienst zu suchen. Um sich her sah er nichts als Jammer, Theurung und Hungersnoth, klägliche Folgen, theils des strengen Winters, theils des damahls noch herrschenden spanischen Erbfolgekrieges. In Beziehung auf diesen sagt Duval: „Während man mit brennendem Eifer sich angelegen seyn ließ, so vielen Nationen auf den beyden Halbkugeln einen Herrn zu geben, war ich immer nicht im Stande, einen für mich selbst zu finden.“ Nach vielen Beschwerlichkeiten und Unfällen bekam er bey dem Schäfer in dem Dorfe Clezantaine an den lothringischen Gränzen, Dienst. Da war er zwey Jahre. — Von da nahm er seinen Weg nach den Vogesischen Gebirgen und fand am Fuße derselben eine Einsiedeley, bey deren Bewohner er sich einige Zeit aufhielt, und wo er einige Nahrung für seine Wißbegierde, noch mehr aber für seinen religiösen Eifer fand. Bald darauf kam er zu vier Einsiedlern, denen er ihre 6 Kühe

hütete. Allein dieser Dienst hielt ihn nicht ab, seinen Geist zu bilden. Hier lernte er vollkommen lesen und schreiben und etwas rechnen, wurde Astronom, studierte Geographie, für die er leidenschaftlich eingenommen war, und wuchs zum Erstaunen an Kenntnissen. Aber fast alles, was er erlernte, und wurde, wurde er durch selbst erfundene Kunstgriffe, fast alles ging aus seinem erfinderischen, rastlos thätigem Geiste hervor. Hier im Walde war es, wo ihn der Graf von Vidampiere, Oberhofmeister bey den lothringischen Prinzen, Leopold und Franz, zufälliger Weise fand. Duval wurde vom Herzog von Lothringen unterstützt, mußte ordentlich studieren, und zeichnete sich besonders in dem Studium der Geschichte, Länderkunde und Alterthümer aus, so daß ihn der Herzog nachmahls zu seinem Bibliothekar ernannte, und ihm die Stelle eines Lehrers der Geschichte zu Lüneville übertrug. Sehr naiv ist die Rede, die er den Damen gab, die seine schönen Zähne bewunderten, als er das erstemahl dem Herzog unter einer sehr zahlreichen Aufwartung vorgestellt wurde. „Wie, meine Damen,“ sagte er, „was ist da Bewunderswerthes daran? das ist ja ein

Vorzug, den ich mit allen Hunden gemein habe." —

Die sitzende Lebensart eines Gelehrten zog ihm bald eine schwere Krankheit zu. — Bey einer im Jahre 1752 zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit vorgenommenen Reise nach Paris, ging er durch seinen Geburtsort Artonay: hier kaufte er seine väterliche Hütte, die eine seiner Schwestern aus Armuth verkauft hatte, wieder an sich, und ließ, nachdem er dieselbe einige Zeit nachher bis auf den Boden hatte niederreißen lassen, an deren Stelle ein dauerhaftes bequemes steinernes Gebäude aufführen, womit er der Gemeinde zur unentgeltlichen Wohnung ihres Schulmeisters ein Geschenk machte. In einem kleinen Dorfe in der Nachbarschaft von Artonay, wo er keinen Brunnen fand, ließ er einen auf seine Kosten graben. Auch dem alten Klausner, der ihm die ersten Begriffe vom Lesen und Schreiben beygebracht hatte, bezeigte er seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihm sein elendes, baufälliges Haus von neuem aufführen und verschönern ließ.

Im Jahre 1748 kam Duval auf den Ruf des Kaisers Franz I. nach Wien, wo ihm die Aufsicht über das kaiserliche Medaillenkabinet

anvertraut wurde; denn die Numismatik, die er zu Lothringen gelehrt hatte, ward eine seiner Lieblingsbeschäftigungen und von ihm sehr kultivirt. Weil man seine Liebe zur Freyheit schon kannte, so wurde er von allem Hofceremoniel frey gesprochen. Dieser Hang zur Freyheit und eine rastlose Thätigkeit und Wißbegierde blieben bis auf seinen letzten Augenblick herrschende Züge seines Charakters.

Im Jahre 1751 wollte man ihm die Stelle eines Unterlehrers bey dem damahligen jungen Erzherzoge, dem verewigten großen Kaiser, Joseph, anvertrauen; allein er lehnte diese große Bestimmung unter dargelegten, wichtigen Gründen von sich ab. Dessen ungeachtet blieb er noch, wie eher, im Besitze der kaiserlichen Gnade. Ein Beweis hievon mag folgende Anekdote seyn.

Einmahl zur Karnevalszeit, wettete Maria Theresia mit ihrem Gemahle Franz, weil er sich rühmte, alle Masken zu kennen, sie wolle sich von jemand auf den Ball führen lassen, den er gewiß nicht erkennen würde. Duval, der in seinem Leben auf keinem Ball gewesen war, wurde gebeten, zu den Frauenzimmern der Kaiserinn zu kommen. So bald er einmahl da war, mochte er sich vertheidi-

gen, und seine ausserordentliche Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit in dem, was in solchen Fällen üblich sey, vorschützen, wie er wollte, er mußte nachgeben, und wurde in einen Kalender oder mahomedanischen Mönch verkleidet, zur Kaiserinn geführt. Sie gab ihm den Arm, nahm einen fröhlichen Ton an, und sagte unter andern unterwegs zu ihm: „Wie ists Duval, ich hoffe doch wenigstens, daß Sie mit mir ein Menuet tanzen werden? — Ich, Ihro Majestät? — Ich habe in meinen Wäldern nie etwas anders, als Burzelbäume machen gelernt. — Diese launige Antwort machte die Kaiserinn lachend, und einige Augenblicke darauf traten sie in den großen Redoutensaal. Der Kaiser befand sich schon da, und that alles Mögliche, die Wette zu gewinnen; aber er konnte die Maske, welcher erlaubt wurde, nach ein paar Stunden zu verschwinden, schlechterdings nicht errathen. — Duvaln hingegen hatte die Verkleidung und der Zwang, den er unter einer solchen Menge Menschen gelitten hatte, sehr erhitzt, und da er ohne Mantel und Pelz vom Balle wegging, so zog er sich einen starken Schnupfen zu, der ihn, wie er selbst sagte,

vor der Gefahr bewahrte, auf den erhaltenen Vorzug stolz zu werden.

Die kaiserliche Familie liebte ihn nicht weniger, aber er hielt sich aus Bescheidenheit so sehr von ihr entfernt, daß er die zahlreichen Glieder derselben nicht einmahl recht genau kannte. Einstmahls waren die ältern Erzherzoginnen bey ihm vorbeygegangen, ohne daß er sie zu bemerken schien. Der römische König, Joseph II., welcher ihnen folgte, ward Duvals Zerstreuung gewahr. Er fragte ihn, ob er die Damen kenne? Nein, Sire, antwortete Duval freymüthig. „Ach! erwiederte Joseph, das wundert mich gar nicht, da meine Schwestern keine Antiken sind.“

Bey aller Achtung, die Duval von dem kaiserlichen Hofe und auch von der russischen Monarchinn genoß, von der er die goldene Kette und Medaille, die bey Gelegenheit der Gesetzgebung des Reichs geschlagen worden, ferner eine Folge russischer Medaillen von Silber, kostbare, mit der Feder gezeichnete Plane, seltne Bücher und Pelze von Werth zum Andenken erhielt; und mitten unter dem Hofleben, das ihn umgab, blieb Duval dennoch

seiner wahrhaft ländlichen Einfalt getreu, entfernte sich in keinem Stücke von seinem ersten Plane, und das einfache, natürliche Wesen seines Aeußerlichen war eben so groß, als die ungeschminkte Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe seiner Seele.

Maria Theresia.

Daß die große Theresia, eine der größten Frauen, die je einen Thron besessen, eine wahre Mutter ihrer Unterthanen, und eben dadurch so groß gewesen sey, bewiesen die lauten Klagen ihrer Unterthanen bey ihrem Tode, beweiset noch heut zu Tage die Rede eines Jeden, der sie gekannt, der unter ihrer weisen, wohlthätigen, mütterlichen Regierung zu leben das Glück hatte.

Zwey Scenen ihres Lebens sind besonders merkwürdig: Ihre Lage nach ihres Vaters Tode, und da sie selbst dem Tode entgegen sah.

Als die Drangsale des Krieges, worin die große Monarchinn nach ihres Vaters Tode, wegen der österreichischen Erbfolge, verwickelt war, den höchsten Grad erreicht hatten, verließ sie Wien und suchte noch den einzigen Schutz bey ihren getreuen Ungern: in dieser

Absicht ließ sie am 11ten September des Jahres 1741., die vier Stände des Reichs nach Preßburg berufen; trat mitten unter die versammelten Stände, mit dem kleinen Joseph auf dem Arme, welcher kaum sechs Monathe alt war, und redete sie in lateinischer Sprache ungefähr mit folgenden Worten an:

„Ich bin von meinen Freunden verlassen; von meinen Feinden verfolgt; von meinen nächsten Blutsverwandten angegriffen. — — Meine einzige Zuflucht ist Eure Treue, Euer Muth und meine Standthaftigkeit. In Eure Hände übergebe ich die Tochter und den Sohn Eurer Könige; Sie erwarten ihr Heil von Euch!"

Der Ton, dessen sich hiebey Maria Theresia bediente, war der ihr eigene, große, ungekünstelte und zum Herzen dringende Ton einer liebenswürdigen, gekränkten Freundinn, und die Miene der bewegende Zug einer guten Mutter, mit dem sie alle ihre Kinder regiert, wozu noch das Anschauen ihres künftigen Königs in seinem jetzigen hülflosen Zustande kam, vereint mit dem ungerischen Edelmuth und ihrer stets bewiesenen Treue. Kaum ließ man ihr Zeit, diese herzangreifende Rede zu endigen, als man schon die ganze Ver-

sammlung in Eifer gerathen, und die gezogenen Schwerter über ihre Häupter schwingen sah, mit dem einmüthigen lauten Ausruf zur Begeisterung hingerissen:

Moriamur pro rege nostra Maria Theresia!
(Wir wollen für unsern König Maria Theresia sterben!)

Die Stände vergoßen Thränen und versicherten mit dem heiligsten Schwure ihr Gut und Blut für sie und für die Sicherheit ihrer Staaten aufzuopfern; die Königinn allein hielt ihre Thränen zurück, die nur um so häufiger floßen, als sie sich allein befand. — Nun die zweyte Scene.

Da die Verewigte den feyerlichen Abschied von ihrer Familie um sich her nahm und der rührende Auftritt die kindlichen Empfindungen zum höchsten spannte, zeigte sie sich noch fest in dem Charakter, dessen Benennung ihr immer die angenehmste war, als die Gütigste. Mit unveränderter Stimme sagte sie ihrem Geschlechte, es sey nöthig, daß es in ein Nebengemach abtrete, um dort Erholung zu suchen; und damit verbarg sie ihren Lieben die mütterlichen Schmerzen, die sie selbst empfand, und wovon sie hernach versicherte, daß dieser

Punkt der Ueberlassung in den göttlichen Willen, die Zurücklassung der Ihrigen, sie am meisten von allen gekostet habe.

Als der Tod sichtbarlich näher heranschritt, befahl die Heldinn, welche ein der Gelegenheit angemessenes Werk vorlesen ließ, eine Todesbetrachtung, welche die Leserinn, als für die kranke Monarchinn zu rührend, überschlagen wollte, sobald sie solches vernahm, ohne Abkürzung ganz zu lesen. Und da der bisher verschlossen gehaltene Schmerz nun unter dem Lesen der Leserinn zu unwiderstehlich hervorbrach, sagte die Kaiserinn freundlich: „Geh', und wenn du ausgeweint hast, so komm wieder und lies fort." —

Ein ander Mahl sagte sie zu einer neben ihr stehenden Hofdame, welche ihr das Kissen zurecht legen wollte, damit sie etwas schlafen könnte: „Nein, laßt mich doch nicht schlafen, ich will den Tod kommen sehen, und ihm (lächelnd fügte sie dieß bey) so steif, als ich vermag in die Augen blicken." —

Mit einem solchen Muthe ging sie dem Tode entgegen. — Gestützt auf die Schultern des Kaisers ließ sie sich an ein Fenster führen, um die kalte Luft, die sie von jeher geliebt

hatte, noch einmahl in diesem Leben zu genießen.

Der Tag war in Nebel gehüllt und Theresia scherzte: „Das Wetter ist eben nicht das günstigste zu einer so fernen Reise.“

Als nun ihr Auge brach und der Tod mit seiner höchsten Kraft in ihr tobte, fragte sie immer ihre erste genaueste Beobachterinn: „Sind das die letzten eigentlichen Todeszüge? — Als der Arzt ihr hierauf sagte, daß dieß noch nicht die letzten wären, seufzte sie: „Nun so müssen die letzten denn noch sehr schwer seyn!“ das war der einzige Seufzer, der ihr entfuhr und Leidensgeständniß entdecken ließ. In der brennenden Hitze, welche die wenigen Tropfen ihres Lebensöhls aufschwelgte, versuchte sie zuletzt eine Bewegung nach Odem und Kühlung; worauf aber ein krampfhafter Anfall erfolgte, der sie gewaltig empor stemmte. „Wohin wollen Ew. Majestät?“ fragte der Kaiser, ihr geliebter großer Sohn. Todt war schon ihr Blick, aber fest dem Himmel zugekehrt: — „Zu dir hinauf! — ich komme.“ — Dieß war das Abschiedswort Theresiens; leblos sank sie aufs Ruhebett zurück, und Joseph sammelte noch den letzten Hauch in einem Kusse auf, und sank

nun auch, überwältigt vom bittersten Schmerz, wie empfindungslos an ihrer Seite nieder.—

Noch eine sehr schöne Scene aus dem Leben der großen Kaiserinn kann ich meinen Lesern mitzutheilen nicht umhin. Einstmahls kam Sie in das Kadetenstift und fragte den Herrn Direktor: „Welcher aus diesen meinen lieben Söhnen führt sich am besten auf? „Eure Majestät, war die Antwort, sie führen sich alle gut auf; der junge Vukassovich aber am männlichsten.

Dieß sagten auch die Exercitienmeister; und das alles, sagte die Monarchinn, dieser junge schöne Dalmatier. Apropos! ich möchte ihn fechten sehen; nehm' er einmahl das Rapier! So unkriegerisch er vorher vor der Monarchinn stand, so majestätisch ward sein Antlitz, als er das Rapier ergriffen, und sich in Positur gesetzt hatte, da er denn fast über alle übrige den Sieg davon trug.

Der Sieger erhielt darauf von der Monarchinn 12 Dukaten, und da sie in 14 Tagen wieder kam, und ihn vorrufen ließ, so bezeigte er sich kleinmüthig und zitterte. Lächelnd sagte die Monarchinn: hat er etwa das Geld verspielt, oder wo hat ers? „Ich habe es

meinem armen Vater geschickt," antwortete er bescheiden. —

Kaiserinn. Wer ist denn sein Vater?

Vukassovich. Mein Vater war Lieutenant, hat resignirt und lebt nun ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien; ich glaubte von der Gnade Eurer Majestät keinen bessern Gebrauch, als zur Unterstützung meines armen Vaters machen zu können. — „Edler Knabe," sagte hierauf die gerührte Landesmutter; nehm' er Dinte, Feder und Papier, und schreib' er:

Liebster Herr Vater!

„Den Brief, den ich Ihnen hier schreibe, diktirt mir die Kaiserinn. Meine Aufführung, mein Fleiß und besonders meine kindliche Liebe gegen den armen Vater haben der Landesfürstinn so wohl gefallen, daß der Herr Vater von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 200 fl. bekommen wird, und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Dukaten erhalte."

Joseph II.

Nachdem Joseph den heftigsten Schmerz über den Verlust seiner gütigen Mutter verweint hatte, sandte er an den überall rühmlichst bekannten Minister Fürsten von Kaunitz, folgendes merkwürdige Billet:

„Bisher konnte ich bloß gehorsamer Sohn seyn, und das war beynahe alles, was ich konnte. Durch den tödtlichen Schlag sehe ich mich nun an der Spitze meiner Staaten, und beladen mit einer Last, die ich für meine Kräfte zu schwer erkenne. Was mich aber dabey noch aufrichtet, ist die Ueberzeuguug: daß durch die Fortsetzung Ihrer Unterweisungen und Ihres guten Rathes, ich mich in dieser wichtigen und schweren Auflage wesentlich erleichtert finden werde; und ich sende Ihnen deßwegen dieses zu, um Sie hierum aufs dringendste zu ersuchen."

Prachtlosigkeit, Popularität, Arbeitsamkeit, Wißbegierde, Wahrheitsliebe und strenge Oekonomie waren die Hauptzüge in Josephs Charakter.

Groß und schön ist der Gedanke für den Beherrscher eines weitläuftigen Staates, seine Provinzen in eigner Person kennen zu lernen. Unter den Kaisern des alten Roms war es der einzige Hadrian, welcher sein ganzes Reich durchwanderte; und er hat dafür den Ruhm der Nachwelt. Gleichen Zweck setzte sich Joseph vor. Er wollte seine eignen Länder, und bey Gelegenheit auch die übrigen Europäischen Staaten bereisen.

Den Anfang machte er mit einer Reise durch Ungarn nach dem Temeswarer Banat. Er ging bis an die türkische Gränze; besah die Festungswerke, die Truppen, die Manufakturen, den Feldbau, den Zustand des Bürgers in den Städten und des Bauers auf dem Felde. Die Türken sahen jetzt zum ersten Mahl ihren großen Nachbar.

Er reiste jederzeit mit der größten Simplicität. Der meiste Aufwand bestand in Geschenken, die er in seinen und in fremden Ländern unter alle Klassen von Menschen mit auffallender Freygebigkeit vertheilte. In Sieben=

bürgen allein hatte er damahls unter die Noth- leidenden 12000 Stück Dukaten verschenkt.

Wie populär war Joseph! — Einst fuhr er bey sehr übler Witterung in den Augarten. Unterwegs traf er einen Schönbrunner-Gärtner an, der die Aufsicht über die Arbeiter hatte, und eben im Begriff war zu denselben hinaus (auch in den Augarten) zu gehen. Der Monarch fragte ihn, warum er keinen Wagen nähme? und der Mann antwortete, das vertrüge sich mit seinen Umständen nicht.

„So setz' er sich zu mir, weil wir doch einerley Weg haben." Und das mußte geschehen, so sehr sich auch die Demuth des Mannes weigerte. Beym Aussteigen sagte der gütige Kaiser noch scherzend: „es hätte sich zwar geschickt, dem Fremden die rechte Hand zu lassen, da er aber die Pferde hätte lenken müssen, so müßte ers ihm schon zu gute halten."

Wie warm schlug sein Herz beym Anblick des Elendes, wie entzückte ihn Edelsinn an andern, da er selbst so edel war! — Ein armer Mann zu Wien, der von 400 Gulden mit 10 Kindern leben sollte, wagte es in der im Jahre 1772 drückenden Theurung, dem Kaiser seine Noth zu klagen. Er erhielt den Befehl, in einigen Tagen wieder zu kommen;

allein der Kaiser, der mit eigenen Augen sehen wollte, und seine Wohnung erfahren hatte, trat des andern Morgens, nur von einem Kammerherrn begleitet, hinein. Der Mann war eben aufgestanden. Er sollte seine 10 Kinder zeigen und es fanden sich 11; das eilfte war ein armer Waise, das der Mann aus Mitleiden, weil niemand sich dessen annahm, zu sich genommen hatte. Er hatte geglaubt: wo seine zehn Kinder essen, könnte das eilfte auch noch etwas finden. Der rechtschaffne arme Mann! er war es werth Josephs Unterthan zu seyn. — Seine schöne That gefiel auch dem Monarchen so wohl, daß er ihm gebot, das Pflegekind ferner zu behalten, dafür bekam er aber auch für jedes Kind 100 Gulden; folglich erhielt er zu seinen bisherigen 400 Gulden noch eine Zulage von eilf Hunderten.

Bey seinem Aufenthalte in Frankreich entging seinem Adlerblicke ja nichts, was den denkenden und empfindenden Fürsten interessiren kann.

Beym Weggehn aus den Gobelins, wo er die herrlichen Tapetenmanufakturen besah und alles mit der strengsten Aufmerksamkeit untersuchte, sagte er: „Es ist doch eine erstaunliche Sache um die Industrie; sie sitzt bis-

weilen in einem geringen Dörfchen oder Städtchen, und hegt Keime zu großen Entdeckungen, die sich in alle Weltgegenden verbreiten; welche Menge guter Gedanken und Einfälle, gesammelter Wahrheiten, und aufs höchste gebrachter Versuche und Erfahrungen hat man ihr nicht zu danken!"

Joseph wünschte den großen Naturkenner Büffon selbst zu sprechen. Man sagte ihm, er sey krank; aber da half nichts; er wollte ihn sehen, sprechen — und ließ sich ohne Umstände gerades Weges in dessen Zimmer führen. Der Gelehrte, der sich diese Ehre nicht vermuthete, war über seinen Schlafrock betreten, worin ihn der Kaiser antraf, und entschuldigte sich sehr, daß er darin erscheinen müsse. Aber der erhabne Gelehrten- und Menschenfreund stellte ihn hierüber bald zufrieden und sagte: Wenn der Lehrmeister einen Besuch von seinem Schüler erhält, so sieht man nicht auf den Anzug. Nun kams zu einem zweckmäßigen Gespräch und Demonstriren; und der Kaiser unterhielt sich sehr wohl und lang mit dem großen Naturforscher.

Als er sich unter andern auch die Gallerie des Apollo, die in einem Winkel des Louvre angebracht war, und eine göttliche Aussicht be-

herrscht, zeigen ließ, und einer von der Begleitung dem Kaiser sagte, daß Heinrich IV. diese Gallerie hätte erbauen lassen, antwortete der Kaiser: „Das wundert mich gar nicht; Heinrich IV. wußte sich immer seinen Platz gut zu wählen.“

Joseph wohnte den Unterweisungen des Abts L'Epee bey, und ward über die großen Kenntnisse, die er seinen Schülern mittheilte und über den beynahe unglaublichen Fortgang der Anstalt in Verwunderung gesetzt. Der Abt verehrte den Herren von des Kaisers Gefolge das Werk, welches die Art, mit seinen Zöglingen umzugehen, enthält. Er legte auch ein versiegeltes Paket für den Kaiser bey, mit der Bitte, es nicht eher zu eröffnen, als wenn er wieder in Wien seyn würde. — Wir sind zu Wien, sagte der Kaiser, und erbrach es. Er fand eben dasselbe Werk gebunden, und sein Wappen in Gold darauf. Weil er sich einmahl das Gesetz gemacht hatte, nichts anzunehmen, was ihm als Kaiser überreicht würde, so besann er sich zwar, ob er das Buch annehmen wollte; sagte aber nach einigen Augenblicken: dieses Buch gehört sicher mir; denn es steht mein Wappen darauf. Er fragte auch den Abt: ob er nicht aus Menschenliebe sein

Geheimniß jemand anvertrauen wollte? — „Mein Herr Graf," antwortete L'Epee, „ich habe mir bey der Regierung ein paar brauchbare Leute ausgebeten; allein noch erhielt ich keine Antwort darauf." — Ich sehe schon, erwiederte der Kaiser, ich muß von Wien ein Paar kommen lassen. Er überreichte dem Abt eine mit seinem Portraite gezierte goldene Dose zum Geschenk, in der auch noch 50 Louisd'or waren, die unter die unglücklichen Schüler vertheilt wurden, und fragte ihn, ob er auch Unglückliche, die er ihm vorschlagen würde, in seine Schule aufnehmen und unterrichten wollte; welche Frage L'Epee freylich mit einem freudigen Ja beantwortete.

Der Abt wollte beym Weggehen dem Kaiser das Geleite geben, dieser wies ihn aber mit den merkwürdigen Worten zurück: „Mein Herr Abbe, die Zeit ist kostbar; Leute, wie Sie, müssen solche nicht mit eiteln Ceremonien verlieren; Sie müssen Gott Rechenschaft davon geben.

Des andern Tages schickte der erhabne Menschenfreund, dem würdigen Geistlichen noch besonders eine Unterstützung von 500 Louisd'or, und ersuchte ihn zugleich eine Per-

son zu unterrichten, die in seinen Staaten ein ähnliches Institut anlegen könnte.

Den berühmten, aber unglücklichen und schmachtenden Rousseau fand er, wie er eben über Musikalien saß und sie abschrieb. Wie! sagte Joseph, ein Mann, der so vortrefflich schreibt und der Welt in seinen Schriften Unterricht gibt, ein solcher gibt sich mit Musikmachen ab? — Der Gelehrte schien, aus der muntern Antwort zu urtheilen, den Trost des Menschenfreundes gefühlt zu haben. — „Ich habe lange, versetzte er, den Franzosen Gelegenheit gegeben zu denken, aber umsonst; sie dachten nicht. Jetzt geb' ich ihnen Gelegenheit zu singen; und sie singen."

Als der Kaiser von Paris weggereiset war, und noch in einiger Entfernung von Brest, über ein Gewässer setzen mußte, traf sichs, daß drey junge Bauernmädchen sich mit ihm zugleich auf der Fähre befanden. Die Herzhafteste unter ihnen, die vernommen hatte, wer er wäre, redete ihn also an: „Herr, sind Sie nicht unsers Königs Schwager?"

Ja, mein liebes Kind! antwortete der Kaiser, in einem Vertrauen erweckenden Tone. „Nun, da könnten Sie ihm denn wohl sagen, daß er uns unsere jungen Bursche los

liesse, die wegen ein bischen Tobakskontrebande da unten auf der Galeere rudern müssen. — Wenn Sie wüßten, was das für eine Freude für uns wäre!

Wie heissen eure Jungen? fuhr der Kaiser zu fragen fort.

Das Mädchen gab die Nahmen an: und der menschenfreundliche Monarch zeichnete solche in seine Schreibtafel, indem er ihnen zuredete: Seyd ruhig, Kinder, ich verschaffe sie euch wieder. Der Monarch hielt Wort; die Jungen kamen in kurzer Zeit zurück; und so ward Joseph fremden Leidenden Tröster und Retter.

Als der Monarch zuletzt in Ungarn war, zog unter den gefangenen Gassenkehrern ein schöner alter Mann seine Aufmerksamkeit an sich. — „Warum arbeitet ihr im Eisen?" fragte der Monarch. — „Ich schlug einen Hasen in meinem Hause todt," war des Mannes Antwort. — „Was habt ihr sonst verbrochen?" — „Nichts!" — „Sonst nichts?" — „Nein, gnädigster Herr!" — „Wer ist euer Oberer? ich will für euch bitten." — „O, nein, Eure Gnaden! nur das nicht. Es hat schon einmahl so ein gnädiger Herr für mich gebeten, hat mir aber nur hernach für fünfzig Prügel

gefruchtet, als er weg war." — „Der Kaiser ging hin zum Verwalter, erfuhr, daß die Aussage sich bestätigte, ließ den Gefangenen losmachen, und dem Verwalter dieselben Eisen anschlagen, auch sogleich fünfzig Prügel zurückzahlen. —

Am 7ten September 1776 hatte Joseph einen Theil seiner Heldenschaaren in den Gegenden versammelt, die durch die blutige Schlacht vom 6ten May 1757 berühmt geworden, wo der General Schwerin mit seinem Blute den Preussen den Sieg erkaufte. Ein schöner belaubter fruchtbarer Baum bezeichnete die ehrenvolle Stelle, wo der Held hinsank. Unter den Uebungen zogen alle 5 im Lager befindlichen Grenadierbataillons an dem Platze vorüber, und der Kaiser kam. Er ließ die Bataillons um den Baum ein Viereck schließen, trat selbst in dessen Mitte, und befahl dem General-Feldmarschall-Lieutenant Grafen Nugent eine dreymahlige Generalsalve aus dem kleinen Gewehr und der bey sich gehabten Artillerie, nebst jedesmahliger Rührung des Spiels zu kommandiren, und dadurch das Gedächtniß der verewigten Feldmarschalls zu feyern.

Bey jeder Generalcharge nahm der Monarch zuerst den Hut ab, und eine heilige Thräne rollte die männliche Wange herab.

Die Krieger herum sahen die Thräne im Auge des Kaisers zittern, und jeder ward von inniger Rührung ergriffen. Da war keiner in dem Viereck so roh, daß er nicht auf die Kriegern anständigste Art die tiefste Empfindung geäußert hatte; und von ihrem Sternenfelde sah die Schaar verewigter Helden herab, und beneidete den großen Sohn Theresiens um diesen Sieg der Großmuth. Schwerin! hinfort hast du nichts grösseres von der Erde zu fordern: dein Schatten ist befriediget.

Jeden Grenadier, der Mitkämpfer an jenem heißen Tage gewesen, und sich noch unter den Bataillons befand, ließ der über alles Lob erhabene Monarch zum dankbaren Angedenken mit einigen Dukaten beschenken. Die ganze Armee bekam noch ausserdem doppelte Löhnung, weil der Kaiser so ausserordentlich mit ihrer Geschicklichkeit zufrieden war.

Eine der schönsten erhabensten Scenen aus des unsterblichen Josephs Leben ist wohl die, ihn hinterm Pfluge zu sehen. Er, ein Schäzer aller Menschen, besonders des arbeitsamen Bauernstandes, hielt es nicht wider seine Wür-

de auf seiner Rückreise von Olmütz nach Wien auf der Prostnitzer Herrschaft ein ganzes Joch Acker mit eigner Hand zu pflügen.

Als man ihm den Todesfall des türkischen Kaisers bekannt machte und der Fürst Staatskanzler die Erzählung der Todesgeschichte geendigt hatte; sagte der kranke Souverain: „Guter Monarch, Du hast Friede gemacht, und willst ihn jenseit des Grabes unterschreiben.

Unter andern äusserte der Monarch, als er eben von der Krankheit sehr angegriffen wurde: „Wenn ich dieser Krankheit unterläge, so würde die Welt manche meiner Einrichtungen schief beurtheilen; aber wenn Gott mir noch zwey Jahre das Leben fristet, so hoffe ich sie von dem Guten, das aus meinen Verordnungen entspringen wird, augenscheinlich zu überzeugen."

Ein italienischer Abt, den der Kaiser in Italien als einen guten Dichter kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ging im Monath Juny im Laxenburger Garten spazieren, und stieß von ungefähr auf den Monarchen. „Ich werde vielleicht nächstens Gelegenheit haben, war die Anrede des Kaisers, Ihr dichterisches Talent zu prüfen, und Ihnen die Verfertigung eines kleinen Gelegenheitsgedichtes auftragen. Wollen

Sie solches übernehmen?" Eure Majestät befehlen nur, und geruhen mir den Stoff zu geben, war die Antwort des Abtes. „Diesen errathen Sie einmahl," erwiederte der Monarch, „und das können Sie leicht, wenn Sie mich nur erst recht ansehen." — So wünsche ich, fuhr der Dichter fort, daß ich Eurer Majestät gänzliche Herstellung, oder Ihre Siege besingen könnte. — „Nein, nein, unterbrach ihn der Kaiser, machen Sie sich lieber an ein Epitaphium, bringen Sie mir es aber bald, und zum Stoff mag Ihnen dienen: „Hier liegt ein Fürst, der mit der besten Meynung keinen seiner Plane durchsetzen konnte!" Und hiemit verließ der Monarch den betroffenen Abt, ohne ihm zu einer Antwort Zeit zu lassen.

Inhalt.

	Seite.
Bonaparte.	3
Mark Aurel.	15
Ziethen.	16
Kurzhagen.	23
Joubert.	26
Rudolph von Habsburg.	28
Theodosius der Große.	33
Montausier.	34
Friedrich der Große.	36
Agesilaus der Große.	60
Sulimann II.	74
Milton.	76
Menzikoff.	78
Johann, Churfürst von Sachsen.	79

Seite.

Darius. = = = = = = 80
Kaiser Sigmund. = = = = 81
Pope. = = = = = = 82
Young. = = = = = = 83
Jakob Guier. = = = = = 85
Leopold von Braunschweig. = = 91
Karl der Große. = = = = 102
Gonzalvo Davila. = = = = 105
Las = Casas. = = = = = 107
Marivaux und Fontenelle. = = 116
Marquis von Pombal. = = = 119
Moses Mendelssohn. = = = = 123
Bernstorf. = = = = = 135
Karl XII. König von Schweden. = 139
Heinrich der Große, König von Frankreich. = = = = = 160
Metastasio. = = = = = 173
Voltaire. = = = = = 175
Pabst Clemens XIV. = = = 180
Karschin. = = = = = = 182
Bias. = = = = = = 183
Karl V. = = = = = = 184
Scipio. = = = = = = 189
Peter der Große. = = = = 193
Lichtenstein. = = = = = 215
Franz II. = = = = = 224

	Seite.
Erzherzog Karl.	227
Mathias Corvinus.	230
Gustav Adolph.	234
Duval.	241
Maria Theresia.	250
Joseph II.	257

Staatliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Edle Charakterzüge, schöne und große Handlungen, wichtige Anekdoten, Scenen, witzige Einfälle und letzte Worte berühmter Menschen der älteren und neuern Zeit
Bd.: 2.

1804

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.3080(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11415010-8